

Geschichte der
Oberschlesischen
Landwirtschaft
von A. Zelitto.

Phönix-Verlag  Inh.  Heltz und Carl Schmidt Breslau · Rattowitz · Leipzig

87 16



EX-LIBRIS
— WOJEWÓDZKIEJ —
— I MIEJSKIEJ —
— BIBLIOTEKI —
— PUBLICZNEJ —
IM. EMANUELA SMÓŁKI
— W OPOLU —

United States of America
Department of the Interior
Bureau of Land Management
Washington, D.C. 20250



Geschichte der oberschlesischen Landwirtschaft

von A. Jelitto



Mit 44 Illustrationen und einer
Original-Umschlagzeichnung von
Professor Richard Knötel

Phönix-Verlag

Inh. Fritz u. Carl Siwinna
Berlin □ Breslau □ Rattowitz



Ein quackliger Abbeling lebet von der Jagd in fein Geföffe beim
aus S. Kirchmayr: „Der altbeutliche Stoffstamm der Quader“



63 (1891)

Jel

Gesch

~~49362~~

2255

Alle Rechte vorbehalten.



Druck von G. Siwinna, Rattowitz O.-S.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Verzeichnis der Illustrationen	IV
Vorwort.	VI
Oberschlesien vor Einführung der Landwirtschaft	1
Die ersten Anfänge der Landwirtschaft in Oberschlesien.	10
Slawische Einwanderung	22
Die Entwicklung des slawischen Gemeinde- und Staatswesens und ihr Einfluß auf die Landwirtschaft.	26
Die Leibeigenschaft.	32
Die deutsche Einwanderung	43
Der Einfluß der deutschen Einwanderung auf die Landwirtschaft	56
Oberschlesien nach dem Dreißigjährigen Kriege.	64
Die obereschlesische Landwirtschaft unter preußischer Herrschaft	69
1. Friedrich der Große	69
2. Friedrich Wilhelm II.	84
3. Friedrich Wilhelm III.	85
4. Friedrich Wilhelm IV.	98
5. Wilhelm I.	111
6. Kaiser Wilhelm II.	126
Schlußwort	133

Verzeichniß der Illustrationen

	Seite
Art, Hacke und Bohrzapfen aus Stein	3
Hirschhornart	3
Geglätteter Schienbeinknochen vom Pferd oder Rind als Schlitt- schuh	4
Verziertes flaches Knocheninstrument	4
Steinart	4
Wolf	5
Wisente im Plessner Wildpark	7
Schmuckgegenstände in Bronze	11
Art und Hacke aus Kupfer	11
Axte	12
Art und Hacke aus Kupfer	12
Astflug	13
Kornquetzcher	14
Quaden auf der Wisentjagd	15
Mahlsteine	16
Ein quadiſcher Adeling kehrt von der Jagd in ſein Gehöfte heim	17
Tongefäße aus Skelettgräbern	19
Waffen und Geräte	20
Teller	21
Senſenartige Klinge	21
Polniſch-Schleiſiſche Herzöge	29
Johannespfennig des Boleslaw Chrobry	31
Eine Biberkolonie	37
Das Elen	47

	Seite
Kloster Czarnowanz (Oppeln)	53
Fränkische Hofanlage	58
Friedrich der Große	71
Landbewohner aus der Umgegend von Neiße	76
Volkstrachten aus der Umgegend von Oppeln	77
Friedrich Wilhelm II.	83
Friedrich Wilhelm III.	85
Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom Stein	87
Karl August, Fürst von Hardenberg	89
Friedrich Wilhelm IV.	99
Handmühle	102
Mahlsteine	102
Kaiser Wilhelm und der Schwabe	113
Friedrich III	125
Der Kaiser in seinem Arbeitszimmer an Bord der Hohenzollern	129
Eine Talsperre	131
Polniſches Dorf	134
Ein oberſchleiſiſches Dorf	135
Polniſch-deuſche Landſrau	138
Polniſch-deuſche Landmädchen	139

Vorwort.

Das oberschlesische Volk beschäftigt sich vornehmlich mit Landwirtschaft und Industrie. Beide Erwerbszweige sind Schwestern, denn beide haben dieselbe Mutter: die oberschlesische Erde. Den reichen Schätzen an Kohlen und Erzen verdankt die Industrie ihr Blühen und Gedeihen; die Fruchtbarkeit des Bodens macht die Landwirtschaft möglich.

Die beiden Schwestern sind jedoch in ihrem Wesen grundverschieden. Die Industrie schafft mit Hilfe großer Werke, in denen gewaltige Maschinen und Tausende von Menschen arbeiten; sie schafft unter lautem Dröhnen, Pochen und Hämmern. Viel stiller vollzieht sich die Arbeit der Landwirtschaft, viel weniger Menschen stehen in ihrem Dienst, und ihre Maschinen sind kleiner und geringer an Zahl.

Im Schaffenskreise der Industrie erheben sich große Wohnstätten: Städte und Dörfer, in denen das regste Leben herrscht. Im Gebiete der Landwirtschaft liegen meist kleine, stille Dörfer und weniger belebte Städte.

Die Industrie versendet die Schätze, die sie zutage fördert und die Waren, die sie herstellt, in die entferntesten Länder. Die Erzeugnisse der oberschlesischen Landwirtschaft bleiben fast sämtlich im Lande und werden hier aufgebraucht.

So verschieden das Wesen und Wirken der beiden Schwestern ist, so verschieden werden sie auch bewertet und geschätzt.

Wer nur kann, geht zur Industrie, weil er dort mehr verdient und, wie er meint, ein angenehmeres Dasein führen kann, und nur verhältnismäßig wenige bleiben in der Landwirtschaft, weshalb diese unter empfindlichem Arbeitermangel leidet.

Hoch und niedrig bewundert das gewaltige Schaffen der Industrie und ihre kunstvollen Erzeugnisse; das stille Wirken der Landwirtschaft wird selten anerkannt und gewürdigt.

Ueber die Industrie, ihre Entwicklung und Bedeutung sind schon viele große und kleine Bücher erschienen, und die Zeitungen berichten täglich mit Vorliebe von ihr; über die bescheidene Landwirtschaft aber wird so wenig geschrieben wie gesprochen.

Viel geringer erscheint also den Menschen die Landwirtschaft als die Industrie!

Ob mit Recht? Antworte du selbst, lieber Leser!

Was ist wichtiger: Kohle und Eisen oder Brot, Kartoffeln und Milch? Was ist unentbehrlicher: das Brot, das die Landwirtschaft uns gibt oder das Messer, das die Industrie herstellt?

Nun wirst du verstehen, warum ich der oberschlesischen Landwirtschaft dieses Buch widme.

Du wirst daraus erfahren, wie mühevoll der Entwicklungsgang der Landwirtschaft war, welche schwere

Zeiten sie durchmachte, und wie schwer sie heute noch kämpft, um zu bestehen.

Du wirst die Landwirtschaft achten und schätzen lernen, und wenn du in der Industriegegend lebst, dann wirst du erkennen, daß auch dem Landwirt die gebratenen Tauben nicht von selbst in den Mund geflogen kommen, daß auch er schwer arbeiten muß.

Bist du aber vom Lande, dann wird dieses Büchlein deine Liebe zur Landwirtschaft erhöhen und stärken.

Möge dies alles im reichsten Maße geschehen!

Mit dem vorliegenden Werkchen ist das erste Mal der Versuch gemacht worden, die Geschichte der obererschlesischen Landwirtschaft zusammenzufassen und in jedermann verständlicher Weise zur Darstellung zu bringen. Bei dieser schwierigen Arbeit hat mich Herr Verbandsbibliothekar Raissig-Gleiwitz mit Rat und Tat bereitwilligst unterstützt. Der Leiter der Landwirtschaftlichen Winterschule in Tarnowitz, Herr Direktor Arndt, hat dann das Werkchen einer eingehenden Durchsicht unterzogen. Den beiden Herren danke ich bestens auch an dieser Stelle für ihre Mühewaltung!

Rönigshütte O.-S., im Oktober 1910.

Der Verfasser.



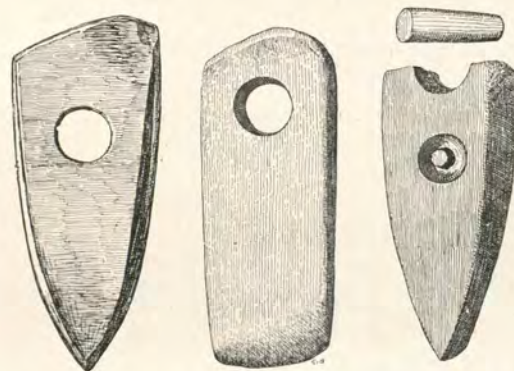
Oberschlesien vor Einführung der Landwirtschaft.

Bei Örtitz, unweit Ratibor, hat man eine Menschenwohnung aus uralter Zeit entdeckt. Sie blieb so lange verborgen, weil sie eine Erdhöhle ist. Steigen wir im Geiste hinab, um sie anzusehen! Der Gang, der hinabführt, wird nur nach und nach tiefer. Er hat keine Stufen von Holz oder Stein, nur stufenartige Absätze im Boden verraten uns, daß hier einst Menschenfüße auf- und abgingen. Nun stehen wir ganz unten und halten ein Licht vor. Ein langer, breiter Gang liegt vor uns, so breit etwa wie eine kleine Stube und zweimal so lang wie ein großer Saal. Hier wohnten Menschen? fragen wir uns erstaunt. Ja, hier wohnten Menschen, denn gar vieles, was man hier gefunden hat und was wir noch zum Teil sehen können, beweist es uns. An der Wand gegenüber dem Eingang sehen wir im Boden lange und breite Absätze, die sich wie Stufen abheben. Darauf saßen die Höhlenbewohner am Tage, und darauf ruhten sie des Nachts; denn Stühle, Tische und Bettstellen kannten sie noch nicht. Wohl aber hatten sie schon eine Anzahl Geräte für den Handgebrauch. So hat man

Messer, Sägen, Pfeilspitzen zum Schießen mit dem Bogen, Aerte, Hämmer und dergleichen mehr in dieser Höhle gefunden. „Alles von Eisen natürlich“, wirst du, lieber Leser, denken. Weit gefehlt! Alles von Stein! „Alles von Stein? Ja, wie ist das möglich? Warum nicht von Eisen?“ höre ich dich fragen. Ja, mein Lieber, die Bewohner dieser Höhle kannten das Eisen noch nicht, das heute die Welt beherrscht. Sie mußten daher die meisten Handgeräte aus Stein machen, und zwar wählten sie dazu mit Vorliebe den Feuerstein. Das war freilich eine harte Arbeit. Viele Tage lang klopften, rieben und schliffen sie über einem Stein, bis eine Art daraus wurde. Und womit taten sie das? Nun, mit anderen harten Steinen, womit denn sonst? Sie hatten doch nichts anderes! Du seufzt und denkst: „Da haben wir es doch besser, für ein paar Groschen schon bekommen wir eine feine, scharfe eiserne Art, mit der sich leicht Holz hacken läßt. Mit der steinernen Art ließ sich gewiß nicht viel machen.“ So leicht war die Arbeit damit gewiß nicht wie mit unserer eisernen Art; doch der damalige Mensch war zufrieden, wenn er in einigen Tagen einen Baum fällen und ihn mit vieler Mühe zerkleinern konnte.

Die Zeit, in der man das Eisen und auch die anderen Metalle als: Kupfer, Zinn, Silber usw. noch nicht kannte und daher die meisten Geräte aus Stein verfertigen mußte, nennt man die Steinzeit. Sie liegt weit, weit hinter uns. Wir müssen sie uns mehrere Jahrtausende vor Christi Geburt zurückdenken. Kein Buch, keine Handschrift erzählt uns von ihr, denn damals konnte noch kein Mensch schreiben; nur die steinernen Geräte, die man schon an vielen Stellen gefunden hat, lassen uns erraten, wie der Mensch in jener Zeit lebte. Daß er auch das Holz, die Hörner der Rinder, die Ge-

weiße der Hirsche und dergleichen zu verschiedenen Geräten, die weniger hart und fest zu sein brauchten, verarbeitete, kann man mit Bestimmtheit annehmen; doch hat die lange Zeit jede Spur von solchen Geräten vernichtet.



Axt, Hacke und Bohrzapfen von Stein, $\frac{1}{3}$ der wirkl. Größe.



Hirschhornart, $\frac{2}{3}$ der wirkl. Größe

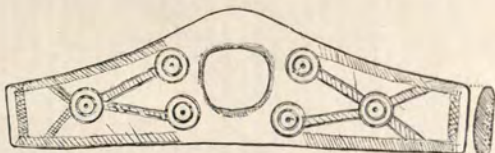
Wie mag Oberschlesien um jene Zeit ausgesehen haben?

Du hast, lieber Leser, gewiß schon von jenen großen, fast undurchdringlichen Wäldern gelesen oder gehört, die es heute noch in einigen Teilen Amerikas gibt, und die man Urwälder nennt. Ein großer Urwald wird auch Oberschlesien zu jener Zeit gewesen sein. Darauf deuten schon die unermesslichen Kohlenschätze hin, die man in einigen Teilen Oberschlesiens findet. Sie sind weiter nichts als die Ueberreste in den Erdboden versunkener

und dort versteinertes Urwälder, die jedoch größtenteils aus andern Pflanzen bestanden als die heutigen Wälder. Später waren es Eichen und Buchen, Weiden und Erlen, Birken und Pappeln, Kiefern und Fichten, die



Geglätteter Schienbeinknochen vom Pferd oder Rind als Schlittschuh, $\frac{1}{5}$ der wirkl. Größe.



Verziertes flaches Knocheninstrument, $\frac{2}{5}$ der wirkl. Größe.

die endlose Waldwildnis bildeten. Nur hie und da gab es einen kahlen, baumlosen Fleck oder eine Lichtung. Entweder war es ein Sumpf, der keine Bäume zu tragen vermochte, oder eine dürre Sandfläche, die nur dürftiges Heidekraut und wilde Sträucher deckten. Wo der Boden fruchtbar genug war, wurden die Bäume Riesen, denn Zeit genug hatten sie, zu wachsen und zu gedeihen. Ganz besonders waren es die Eichen, die sich durch riesenhafte Ausdehnungen auszeichneten. Es gab unter ihnen Greise, die eine Lebensdauer von vielen Jahrhunderten hinter sich hatten. Ein Römer, der



Steinart $\frac{1}{4}$ der wirkl. Größe

in alter Zeit in Westfalen war, will dort Eichen gesehen haben, deren aus der Erde hervortretende, wahrscheinlich vom Wasser unterspülte Wurzeln so riesenhafte Bogen bildeten, daß ganze Reitercharen unter ihnen hindurchreiten konnten. Solche Baumriesen mag



Wolf

es in der uralten Zeit in Oberschlesien auch gegeben haben.

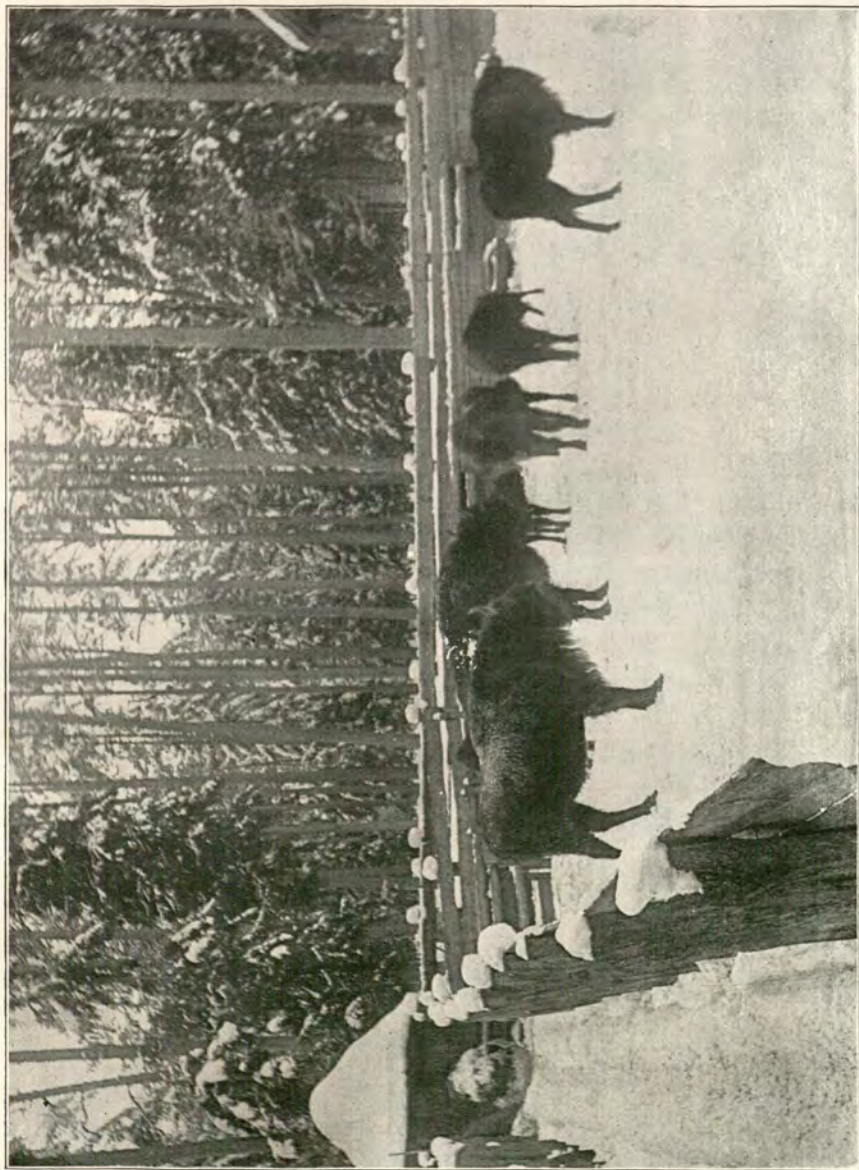
Es ist selbstverständlich, daß solche Wälder auch Bewohner hatten, die ihrer würdig waren. Auerochsen, Wisente, wilde Pferde, Riesenhirsche, wilde Schweine, Bären, Wölfe, wilde Katzen hausten darin. In den Höhlen der Baumriesen aber füllten wilde Bienen ihre

Waben mit Honig, den sich der Bär herausholte, wenn ihm der Mensch nicht zuvorkam. Die Täler wurden von breiten Flüssen durchströmt, deren Wasser sich langsam dahinwühlte. Trat Hochflut ein, dann überschwemmten sie das Land weit und breit, und mancher Baumriese versank in den schäumenden Fluten. Nach und nach sank er tiefer und tiefer in den sumpfigen Boden und wurde vom angeschwemmten Erdschutt überdeckt. Noch in neuerer Zeit hat man bei Regelung der Flußläufe, besonders der Oder, riesige Eichenstämme aus alter Zeit gefunden. Wurde das Flußbett durch umgestürzte Baumstämme oder andere Hindernisse versperrt, dann bahnte sich das Wasser einen anderen Weg. Daher kann man noch heute an der Oder und anderen Flüssen alte Flußläufe oder wenigstens ihre Spuren bemerken.

Auch an stehenden Gewässern, größeren und kleineren Teichen, war Oberschlesien damals sehr reich. In den Gewässern herrschte ebenfalls ein reges Leben; auch unter ihren Bewohnern gab es Riesen, wie sie heute in unseren Gewässern nicht mehr anzutreffen sind. Ueber den Gewässern und Sümpfen kreisten und kreischten in ganzen Schwärmen allerlei Wasser- und Sumpfvögel, nach Beute spähend, die sie im Ueberfluß fanden.

Ueber der ganzen Wildnis war der blaue Himmel nur selten zu sehen. Dem feuchten Untergrunde entstiegen fast unaufhörlich dichte Nebel, die der Sonnenstrahl nur schwer zu durchbrechen vermochte. Heftige Regengüsse führten dem feuchten Erdschutt immer wieder große Wassermassen zu. Die Winter waren in der Regel lang und rau.

Das wilde, üppige Pflanzenleben arbeitete dem späteren Ackerbau trefflich vor. Aus den verwesenden Pflanzenmassen bildete sich der fruchtbare Humus; die



Wojente im Plejner Wildpark.

Sie werden heute nicht mehr so groß und kräftig, wie damals in der Wildnis.

fahlen Felsen bedeckten sich mit lockerem Erdreich und in den Flußthälern setzte sich der fette Schlamm nieder.

In der unfreundlichen Landschaft trat endlich der Mensch auf, der als Jäger wahrscheinlich aus dem sonnigen Süden oder Südosten herübergekommen war. Der große Wildreichtum des Landes mochte ihn herübergelockt haben. Er faßte festen Fuß und baute sich Wohnungen, wie wir sie bereits beschrieben haben. Der beständige Kampf mit den wilden Tieren und die Ungunst des Wetters stählten seine Glieder und machten ihn hart und unempfindlich gegen die rauhen Einflüsse seiner Umgebung, gegen Kälte und Nässe, gegen Sturm und Unwetter. So wuchs hier mit der Zeit ein starkes Geschlecht heran, das fähig war, den Kampf mit den unbundenen Naturgewalten mit Erfolg zu führen. Jagd und Fischfang waren die liebste Beschäftigung der ersten Bewohner Oberschlesiens; sie gewährten ihnen auch den nötigen Unterhalt. Zur Abwechslung labten sich die Urbewohner auch an dem wilden Bienenhonig und an den Beeren des Waldes und der Heide. In den Tierhäuten hatten sie die besten und bequemsten Rohstoffe zur Anfertigung ihrer Kleider, die sie mit Dornen und Holzfäsern zusammenfügten. Zur Auspolsterung ihrer Lagerstätten benutzten sie Moos, trockenes Gras und Laub. An den Ackerbau dachten sie nicht, und sie hätten als unstäte Jäger auch keine Lust gehabt, ihn zu betreiben.

Doch ist anzunehmen, daß der damalige Mensch schon die Viehzucht betrieb. Er bändigte und zähmte das wilde Pferd, das wilde Rind (Auerochs) und das wilde Schwein. Aus dem Wolf zog er den Hund, seinen treuen Wächter und Begleiter, aus der wilden Gans die Hausgans, aus dem wilden Huhn das Haushuhn usw. Am leichtesten

zähmte er sie, indem er sie jung einsing und durch gute Behandlung an sich fesselte. Die großen Grasflächen boten Nahrung genug für die gezähmten pflanzenfressenden Tiere; die Schweine fraßen die Eichen und Buchenkerne und die Abfälle von den Jagdbeuten.

Die Kinder führten in damaliger Zeit ein ungebundenes Leben. Der Knabe übte sich im Schwimmen und Rudern, wobei Baumstämme den Rahn ersetzten, im Werfen mit dem Speiß und im Erklettern der höchsten Bäume. War er stark genug, begleitete er den Vater auf den Jagdzügen, oder er hütete Pferde und Vieh und hatte dabei nicht selten Gelegenheit, seinen Mut gegen die wilden Tiere zu beweisen, wenn sie ihm ein Stück Vieh rauben wollten. Das Mädchen war der Mutter in der Wohnung und beim Vieh behilflich, fand aber noch Zeit genug, Wald und Heide zu durchstreifen und Blumen und Beeren zu pflücken.

An den langen Winterabenden lag die Familie am Herdfeuer der Höhlenwohnung und lauschte den Erzählungen des Vaters und anderer erfahrener Hausgenossen. Jagd- und Kriegsabenteuer und Sagen von den bösen und guten Göttern und anderen geisterhaften Wesen mögen den Inhalt der abendlichen Unterhaltung gebildet haben.

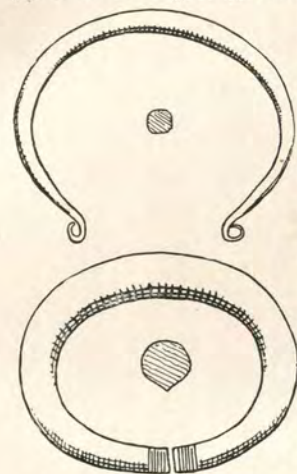
So lebten die ersten Bewohner Oberschlesiens, die den Ackerbau noch nicht kannten. Schade nur, daß sie nicht schreiben konnten und uns daher nichts Schriftliches hinterlassen haben; wir könnten sonst mehr von ihnen und ihren Sagen erzählen.



Die ersten Anfänge der Landwirtschaft in Oberschlesien.

Wie wir es aus der Bibel wissen, stand die Landwirtschaft in Aegypten und Palästina schon lange Zeit vor Christus in hoher Blüte. Später wurde sie auch in Griechenland und in Italien eifrig betrieben. Von da aus verbreitete sie sich in dem übrigen Europa und wurde auch in Oberschlesien bekannt. Vorher war das hier wohnende Volk noch in anderer Hinsicht in der Kultur fortgeschritten: es hatte die Verwendung der Metalle, zuerst der Bronze, kennen gelernt. Die Bronze ist dem Messing ähnlich, aus dem z. B. die gelben Löffel und Türklinen gemacht sind. Sie wird durch Zusammenschmelzen von Kupfer und Zinn gewonnen. Würden wir z. B. ein Zweipfennigstück und ein Stück Zinn, das der Klempner zum Zusammenlöten von Blech braucht, zusammenschmelzen, so würden wir auch Bronze erhalten. Die Zeit, in der die Bronze bekannt wurde, nennt man die Bronzezeit. Allmählich wurde auch das Eisen und seine Verwendung bekannt. Es ist anzunehmen, daß beide Metalle in Oberschlesien

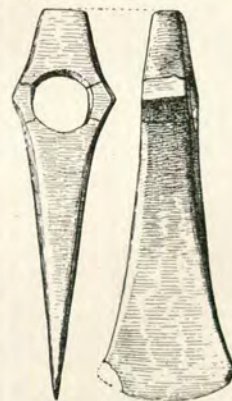
aus dem Süden eingeführt wurden. Erst später lernte die einheimische Bevölkerung, sie aus den im Lande vorhandenen Erzen gewinnen, das Eisen zuerst aus dem



Schmuckgegenstände in Bronze

Raseneisenerz, das auf den moorigen Grasflächen offen zutage lag. Wir bemerken noch heute an vielen ober-schlesischen Wiesen, daß sie eisenhaltig sind. Das Wasser ihrer Gräben ist metallisch (bläulich, gelb, rötlich) gefärbt. In Oberschlesien begann die Metallzeit um das Jahr 1000 vor Christus.

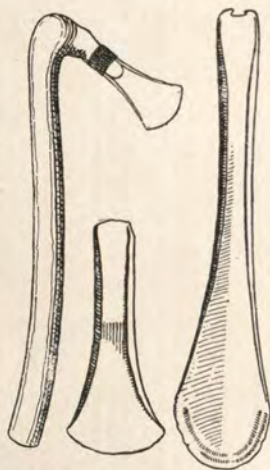
Lebte zu dieser Zeit noch derselbe Menschenstamm in Oberschlesien, der Höhlenmensch, von dem wir bereits erzählten, oder war ein anderer an seine Stelle getreten? Diese Frage läßt sich nicht mit Bestimmtheit beantworten. Da jedoch die Urbewohner Oberschlesiens unstäte Jäger und Nomaden (Hirten) waren, ist es nicht anzunehmen, daß sie Jahrhunderte lang auf einer Stelle ausgehalten hätten; sie werden weiter nach Norden gezogen sein, und an ihre Stelle wird ein anderer Volksstamm gerückt sein, der aus dem Süden oder Osten kam. Dieser besaß wahrscheinlich schon einige Kenntnis von der Landwirtschaft und begann nun, sie auch in der neuen Heimat zu betreiben. Die nötigsten Geräte zum Ausroden des Waldes, die eiserne



Art und Gade aus Kupfer, ¼

Art und die eiserne Hacke, waren ja bereits vorhanden. Die steinerne Art der Vorzeit war dazu nicht gut geeignet.

Am sonnigen Abhange eines Hügels wurde zuerst die Wohnung angelegt. Sie war keine Erdhöhle mehr, sondern schon eine Hütte, wenn auch noch sehr einfacher Art. Um eine viereckige flache Grube oder Vertiefung wurden starke Pfähle in den Boden getrieben und zwar einer dicht am andern, so daß sie feste Wände bildeten. Quer über die Pfähle wurden dann dünne Baumstämme gelegt und mit Rasen überdeckt; das war das Dach oder die Decke der Hütte.



Axe, $\frac{1}{4}$

In den Pfahlwänden wurden Oeffnungen angebracht, durch die Licht und Luft in die Hütte drangen. Der

Rauch des Herdfeuers entwich durch eine Luke in der Decke. Eine solche Hütte war leichter herzustellen als eine Erdhöhle, der Eingang in sie war bequemer, Licht und Luft hatten besseren Zutritt; auch konnte sie geräumiger angelegt werden als die Erdhöhle. Später baute man die Hütte auf dem flachen Erdboden, weil in der Erdgrube, die vor Kälte schützen sollte, sich oft Feuchtigkeit bemerkbar machte. Die Wände wurden aus dicken Baumstämmen hergestellt und mit Lehm beklebt; im Winter wurden sie



Axt und Hacke aus Kupfer, $\frac{1}{4}$

auswendig mit Moos und Laub überdeckt, um die Kälte abzuhalten. Das Dach bestand ebenfalls aus Holzstämmen, die jedoch schwächer waren als die zu den Wänden verwendeten, um eine zu große Belastung der Wände zu vermeiden. In der ersten Zeit wird man den Dächern eine wagerechte Lage gegeben haben; erst später verfiel man darauf, sie schräg zu legen, wodurch ein besseres Abfließen des Wassers ermöglicht wurde. Ähnliche Hütten baute man auch für das Vieh. Anfangs mußte sich die ganze Familie



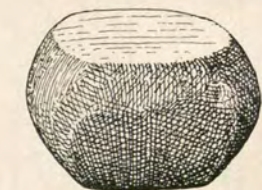
Stipflug, mit einem Stein beschwert

mit einem Raume begnügen. Später teilte man den Wohnraum durch Querwände. Die Lagerstätten bestanden aus Laub oder Stroh, das man mit Tierhäuten überdeckte. Zum Sitzen dienten kurze Baumstämme, die man an die Wände legte. Beim Essen saß oder lag man auf dem Boden.

Hatte man sich wohnlich eingerichtet, dann begann man, das Land um die Hütte herum urbar zu machen. Zuerst wurden die Lichtungen vom Gesträuch gesäubert, umgegraben und besät; nach und nach ging man auch an das Ausroden kleiner Teile des Waldes

Man wählte nicht schweren Lehm Boden, weil solcher nicht leicht zu bearbeiten war, vermied jedoch auch zu leichten Sandboden. Die Baumstümpfe ließ man stehen, bis sie morsch wurden, weil sie im gesunden Zustande schwer auszugraben waren. Der Boden zwischen ihnen wurde umgegraben oder aufgehackt und mit Getreide besät. Als Pflug diente zuerst ein starker Baumast, an dem zwei kräftige Seitenäste als Haken belassen wurden; ein dritter Seitenast diente zum Festhalten des Pfluges. Die Haken wurden in den Boden gesteckt, und das Ganze wurde durch ein Zugtier fortbewegt. Ein solcher Pflug konnte

natürlich nur in einem leichten und vollständig wurzelfreien Boden mit Erfolg angewendet werden. Zur Bearbeitung des schweren, wurzel- und steinreichen Bodens dienten die Hacke und der Spaten. Egge und Walze waren damals noch unbekannt. Zum Einscharen der Saat bediente man sich wahrscheinlich eines vielverzweigten



Kornquetzsch, $\frac{1}{2}$
Ein Stein, mit dem auf einem
anderen flachen Steine die Körner
zerquetscht wurden

blattlosen Baumastes, den man über das Saatsfeld zog. Das Düngen des Bodens kannte man damals noch nicht. Man lernte seinen Vorteil wahrscheinlich erst schätzen, als man bemerkte, daß überall da, wo Viehmist zufällig zu liegen kam, Gras und Getreide üppiger wuchsen als sonst. Trotz der mangelhaften Ackerbestellung wird die Ernte nicht schlecht gewesen sein, weil der Boden noch urkräftig war. Angebaut wurden Gerste, Hafer und Flachs. Das reife Getreide wurde heraus- oder abgerissen, später auch mit einem sichelartigen Messer abgeschnitten. Das Dreschen geschah durch Schlagen der Aehren gegen einen harten Gegenstand



Quaden auf der Wientjagd
aus H. Ritzmayr, „Der Altdeutsche Volksstamm der Quaden“
Die Quaden waren vom 1.—4. Jahrhundert n. Chr. im heutigen Mähren sesshaft.

über einer ausgebreiteten Tierhaut, auf die die Körner fielen. Erst später verfiel man darauf, das Getreide auszubreiten und es durch Schlagen mit Stöcken zu dreschen. Dieses Verfahren führte zur Erfindung des Dreschflegels. Die Körner wurden zwischen zwei flachen Steinen zerrieben, die man mit den Händen bewegte, bis es gelang, eine kleine Handmühle herzustellen, die zur Erfindung der Wasser- und Windmühlen führte.

Aus Gerste und Hafer wurde Brot gebacken. Man bereitete aus den zerriebenen Körnern einen dicken Brei, dörnte ihn auf glatten, flachen Steinen am Feuer, und



Mahlsteine, $\frac{1}{2}$

das Brot war fertig. Das gesäuerte Brot wurde erst viel später bekannt. Die Pferde erhielten damals noch keinen Hafer, weil er nur in geringer Menge angebaut wurde. Sie mußten sich mit Gras und Heu begnügen. Den Flachs verstanden schon damals die Frauen zu Garn und dieses zu rauher Leinwand zu verarbeiten, aus der sie ihre Kleider verfertigten.

Der freie Mann beschäftigte sich wenig oder gar nicht mit Ackerbau. Seine liebste Beschäftigung waren Jagd, Fischfang und Krieg. Die Ackerbestellung überließ er den Frauen, Kindern, Greisen und Sklaven.

Die Bewohner Oberschlesiens einige Jahrhunderte vor und nach Christus waren Germanen oder



Ein quadischer Abeling kehrt von der Jagd in sein Gehöft heim
aus H. Kirchmayer, „der Altdeutsche Volksstamm der Quaden“

Deutsche. Das wissen wir aus den schriftlichen Aufzeichnungen einiger römischer Geschichtsschreiber, die zu jener Zeit lebten. Und zwar sind es die Lugier und die Vandalen gewesen, die damals Schlesiens bewohnten. Ein Stamm der Vandalen, die Silinger, die am Zobtenberge wohnten, hat Schlesiens sogar seinen heutigen Namen gegeben, d. h. von dem Worte Silinger ist nach und nach das Wort Schlesiens abgeleitet worden. (Silinger — Silefinger — Schlesinger — Schlesier.)

In Oberschlesiens soll ein Stamm der Lugier, die Diduner oder Duner, gewohnt haben, dessen Wohnsitze sich bis an die Weichsel erstreckten.

Zu jener Zeit stand Oberschlesiens schon im Verkehr mit den Römern und anderen südlich und südöstlich wohnenden Völkern. Das ersieht man aus verschiedenen Geräten und Münzen, die man in neuerer Zeit im ober-schlesischen Boden gefunden hat, und die nur aus dem Süden und Südosten herrühren konnten. Fremde Händler brachten sie ins Land und tauschten gegen sie die Produkte des Landes, besonders kostbare Tierhäute, Geweihe und dergleichen ein. Sehr zahlreiche Funde von alten Geräten und Münzen sind besonders in der Gegend zwischen der Oppa, Oder und Straduna und jenseits der Oder in der Südhälfte des Kreises Groß-Strehlitz gemacht worden. Daraus ersieht man, daß dieser Landstrich zu jener Zeit am meisten bewohnt war. Die Fruchtbarkeit des Bodens und die geringere Dichtigkeit des Waldes mag die Veranlassung dazu gewesen sein.

Es ist auch erwiesen, daß durch Oberschlesiens damals eine Handelsstraße von Süden nach Norden bis an die Ostsee führte, wo die Händler den kostbaren Bernstein holten. Sie lenkte durch die Mährische Pforte nach Oberschlesiens ein, ging die linke Oderseite entlang, durch-

querte in der Gegend von Krappitz die Oder, die dort des Kalksteinuntergrundes wegen am leichtesten war, und ging dann am rechten Oderufer weiter gen Norden. Zahlreiche römische Münzen, die man diesen Landstrich entlang gefunden hat, liefern uns den besten Beweis für das einstige Bestehen dieser Straße. Sie war natürlich keine Chaussee, ja nicht einmal ein ausgefahrener



Tongefäße aus Skelettgräbern

Weg, sondern die römischen Händler benutzten diesen Landstrich bei ihren Wanderungen nach dem Norden, weil er am gangbarsten war und auch den kürzesten Weg dahin bildete.

Die Berührung der damaligen Oberschlesier mit den fremden Händlern brachte für sie außer dem Güteraus-tausch (Handel) noch andere Vorteile. Sie lernten ver-schiedene Geräte und Werkzeuge kennen und anfertigen, die ihnen sehr zu-statten kamen, insbesondere wurden sie

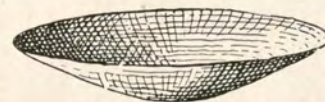
mit der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens vertraut. Auch für die Landwirtschaft erhielten sie von den Fremdlingen manche wertvolle Anregung. Sie hörten von ihnen, wie der Acker im Süden bearbeitet wird, welcher Geräte man sich dort bei der Feldbestellung be-



Waffen und Geräte $\frac{1}{4}$, Schwert $\frac{1}{9}$, aus Eisen

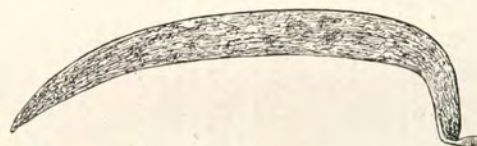
dient; sie hörten ferner von dem blühende Standen der Landwirtschaft im Süden, von ihren vielen Vorteilen, von der Verwertung der Feldfrüchte usw. Wahrscheinlich brachten die Händler auch neue Kulturpflanzen, besonders Obst und Gemüse, ins Land und zeigten, wie sie anzubauen sind.

Mit Hilfe der besseren Handwerkzeuge konnte man auch die Gebäude leichter und bequemer herstellen, und es ist anzunehmen, daß die Händler auch hierbei der einheimischen Bevölkerung mit Rat und Tat zur Seite standen. Wenn sie bei Nacht und schlechtem Wetter in den einfachen Hütten Obdach suchten, dann mag so



Teller, $\frac{1}{3}$, Eisen

mancher von ihnen von der Einrichtung und Ausstattung der Wohnungen im Süden erzählt oder gar zur Art und zur Säge gegriffen haben, um dem Germanen zu zeigen, wie dieses und jenes praktische Hausgerät herzustellen ist.



Senfenartige Klinge, $\frac{2}{10}$, Eisen

Die scharfe eiserne Art, die der kräftige Germane nun führte, setzte auch den Urwäldern tüchtig zu. So wurde Oberschlesien immer lichter und freundlicher, und so mancher sonnige Abhang, den vor kurzem noch dichter Wald deckte, wurde ein fruchtbares Ackerfeld. Auf den ausgedehnten Wiesen aber weideten große Rindviehherden und tummelten sich mutige Rosse. Der größere Teil des Landes freilich war immer noch eine Wildnis.





Slawische Einwanderung.

Die Beschäftigung der alten Germanen mit Jagd und Krieg brachte es mit sich, daß sie ihre Wohnsitze gern wechselten. Ihr überschäumendes Kraftgefühl drängte sie, neue Gefahren, neue Abenteuer zu suchen. Bot das Land, in dem sie wohnten, zur Befriedigung ihres Tatendranges keine Gelegenheit mehr, war ihnen das Leben darin einförmig und reizlos geworden, dann sehnten sie sich nach Abwechslung, und eine unwiderstehliche Wanderlust trieb sie in die Ferne. Nicht viel anders war es bei den anderen Völkern. Am kräftigsten zeigte sich die Wanderlust im vierten Jahrhundert, und gegen das Ende desselben war das Drängen der Völker ein so gewaltiges, daß fast ganz Europa hinsichtlich seiner Völkerverteilung ein ganz anderes Aussehen bekam. Das war die Zeit der Völkerwanderung.

Auch die damaligen Bewohner Schlesiens, die Lugier und Vandalen, verließen ihre alten Wohnsitze und zogen nach dem Westen. Die Vandalen drangen über Spanien

bis Nordafrika vor und fanden dort ein unrühmliches Ende. Es ist jedoch anzunehmen, daß nicht alle die alte Heimat verließen. Ältere und gebrechliche Personen, die die Beschwerden und Gefahren einer langen Wanderung fürchteten, blieben mit ihren Angehörigen zurück. Auch mag es solche gegeben haben, die mehr Sinn für ein stilles, friedliches Dasein hatten, als für blutige Kämpfe und waghalsige Unternehmungen. Diese zogen es gleichfalls vor, in der liebgewordenen alten Heimat zu bleiben. Diese Ueberreste der alten Bevölkerung hatten jedoch für das an und für sich nur spärlich bewohnt gewesene Land nicht viel zu bedeuten. Die meisten der Kultur erschlossenen Landstriche verwilderten wiederum, die Hütten verfielen, und nur hie und da war eine einsame Menschniederlassung zu finden.

Diesen Umstand machten sich die östlich wohnenden Slawen zunutze und drangen nach und nach in die verlassenen Ländergebiete ein. Sie waren aus Asien herübergekommen, wo sie ein unstätes Hirtenleben geführt hatten. Nun bewohnten sie die weiten Ebenen des heutigen Rußlands und Polens, die ihre Nachkommen noch heute inne haben. Dort nahmen sie nach und nach feste Wohnsitze ein und beschäftigten sich neben der Viehzucht auch mit dem Ackerbau, den sie wohl auf ihren Wanderzügen kennen gelernt hatten.

Diejenigen slawischen Stämme, die in Oberschlesien eindrangten, fanden hier noch Spuren der deutschen Landwirtschaft vor und stießen auch auf die einsamen Gehöfte der zurückgebliebenen Germanen. Sie ließen sich natürlich zuerst dort nieder, wo die deutsche Art und der deutsche Hakenpflug schon vorgearbeitet hatten; sie besetzten auch die verlassenen Wohnstätten der Deutschen, soweit sie noch erhalten waren, und stellten die zer-

fallenen wieder her. So lernten sie auch die deutsche Bauart kennen und schätzen, denn es ist anzunehmen, daß die Deutschen schon damals festere und bequemere Wohnungen bauten als die Slawen. Hatten sie doch im Verkehr mit den fremden Händlern so manches gelernt, was die Slawen noch nicht kannten.

Die zurückgebliebenen Germanen aber wichen entweder vor den fremden Eindringlingen zurück in die Täler und Schluchten der angrenzenden Gebirge, wo sie sich neue Wohnsitze gründeten, oder sie wurden von der sich heranwälzenden Völkerwelle verschlungen. Als den Schwächeren im Lande blieb ihnen nichts übrig, als sich den Fremden zu unterwerfen und ihre Sprache und ihre Sitten anzunehmen. So ging ein guter Teil der Germanen im slawischen Wesen auf. Er verschwand darin, wie einige Tropfen Wein in einem Glase Wasser verschwinden. Man kann daher behaupten, daß die Bewohner Oberschlesiens in vielen Gegenden keine reinen Slawen sind, sondern ein Gemisch von Slawen und Germanen. Das beweisen auch die Gesichtszüge und der übrige Körperbau, sowie der Charakter vieler Oberschlesier; sie gleichen darin mehr den Deutschen als den Slawen. Es verhält sich mit dem oberschlesischen Volksstamm ähnlich wie mit den Bewohnern der Mark Brandenburg, also auch der der Reichshauptstadt Berlin: auch diese sind ein Gemisch von den ursprünglichen Bewohnern des Landes, den Wenden, und den eingewanderten Deutschen. Dort war aber der deutsche Einfluß stärker als der wendische, daher wurde das Volk deutsch. Hier in Oberschlesien überwog der slawische Einfluß, daher blieb das Volk in Sprache und Sitten slawisch. Wir kommen darauf später, bei der Beschreibung der deutschen Einwanderung, nochmals zurück.

Daß wenigstens ein teilweiser Rückzug der zurückgebliebenen Germanen in die schlesischen Gebirge stattgefunden haben muß, kann man mit ziemlicher Sicherheit daraus schließen, daß sich die Rübezahlsage bis auf die Zeit erhielt, wo deutsche Ansiedler aus dem Westen wieder Schlesien bevölkerten, also bis ins 13. Jahrhundert. Denn diese Sage ist altdeutschen Ursprungs, in Schlesien entstanden und wäre zweifellos untergegangen, wenn nicht ein Teil der zurückgebliebenen Deutschen seine Sprache und sein Wesen bewahrt hätte.

In der alten slawischen Zeit machte der Ackerbau in Oberschlesien keine merkllichen Fortschritte. Wohl wurden die Ackerflächen immer größer und zahlreicher, je mehr die Bevölkerung zunahm; auch war die Zahl der dem Ackerbau sich widmenden Hände bei den Slawen verhältnismäßig höher als bei den Deutschen, weil bei jenen auch die freien Männer landwirtschaftliche Arbeiten nicht verschmähten, doch blieben auch für die Slawen Jagd, Fischfang und Viehzucht die wichtigsten Nahrungsquellen. Sie wurden vor dem Ackerbau bevorzugt, weil sie leichter zu betreiben und auch ergiebiger waren als dieser. Nur eine wichtige Bereicherung hatte die Landwirtschaft der Völkerwanderung zu verdanken: der Roggen und die Hirse waren durch sie im westlichen Europa, also auch in Schlesien, eingeführt worden. Im übrigen zog nach wie vor der einfache hölzerne Hakenpflug in dem lockeren Boden seine seichten Furchen; die menschlichen Wohnungen blieben weiter einfache Holz- und Lehmhütten, und der größere Teil des Landes blieb noch jahrhundertlang von Wäldern und Sümpfen bedeckt.





Die Entwicklung des slawischen Gemeinde- und Staatswesens und ihr Einfluß auf die Landwirtschaft.

Die Familien- und Gemeindeverfassung der alten Slawen war eine patriarchalische. Sie war in mancher Beziehung der Familienordnung der Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob ähnlich. Alle Blutsverwandten: Eltern, Kinder, Kindesfinder usw. lebten zusammen und bildeten eine Gemeinde. Der Grund und Boden gehörte allen gemeinschaftlich, wurde von allen gemeinschaftlich bearbeitet und benutzt. Eine Erbfolge gab es damals nicht, d. h. der Sohn erbte nicht nach dem Vater. Ein gewählter Ältester, der Starosta, war der Verwalter des Gesamtvermögens der Gemeinde. Alle Mitglieder der Verwandtschaft hatten gleiche Rechte und gleiche Pflichten. Standesunterschiede, Arme und Reiche, Herren und Diener, Vorgesetzte und Untergebene, gab es damals nicht.

Ganz anders war schon zu jener Zeit die Familien- und Gemeindeverfassung der Germanen geordnet. Der

alte Germane saß auf eigenem Grund und Boden, auf dem er nach Belieben schaltete und waltete, und den er auf seine Kinder vererbte. Nur der Wald und die Weide gehörten sämtlichen Gemeindefassen als Nutznießung nach bestimmten Regeln. Das war die „gemeine Mark“, das gemeinsame Land. Jeder durfte das Holz, das er brauchte, in dem Walde holen; jeder durfte sein Vieh auf der Weide hüten, nur durfte er keinen Schaden anrichten und andere nicht benachteiligen. Um über die gemeinsamen Angelegenheiten zu beraten, traten die Dorfbewohner auf bestimmten Plätzen, gewöhnlich unter einem alten Baume, zu einer Versammlung zusammen. Ein gewählter Dorfvorsteher leitete die Verhandlungen und kümmerte sich auch um die Ausführung dessen, was die Gemeinde beschloß.

Die Gemeindeverfassung der alten Slawen glich also der Verfassung, die die Sozialdemokraten der Neuzeit erstreben: alles soll allen gehören, und alle sollen gleich sein. Eine solche Verfassung war zu jener Zeit, wo der Boden nur eine geringe Menschenzahl zu ernähren hatte, wo die Natur, besonders der Wald mit seinem Tier- und Pflanzenleben, noch die wichtigsten Bedürfnisse des Menschen ohne dessen besonderes Hinzutun vollauf befriedigte, noch möglich. Heute aber, wo daselbe Land Millionen ernähren muß, wo es immer schwerer wird, das tägliche Brot zu verdienen, muß jeder angestrengt arbeiten, sei es geistig, sei es körperlich, um sein Auskommen zu finden. Ob das alle täten, wenn die Gütergemeinschaft wieder eingeführt würde, wenn der eine auf den andern sich verlassen könnte? Das zu erraten, ist nicht schwer für den, der die Schwächen der Menschen kennt. Jedenfalls würde die Zahl der Faulenzer bald eine größere sein als die

der Fleißigen, und die Folge wäre eine allgemeine Not, ein Zurücksinken der Menschheit aus dem Zustande der Kultur in den Zustand der Barbarei und des Elends.

Da nun schon damals die Menschen sehr verschieden waren, arbeiteten nicht alle gleich fleißig; vielmehr gingen schon damals viele auf Kosten der anderen müßig, ohne zu bedenken, daß die Allgemeinheit darunter leide. Infolgedessen konnte auch die Landwirtschaft bei den Slawen keine großen Fortschritte machen. Die Jugend ganz besonders mag dem Nichtstun ergeben gewesen sein, weil sie niemals hoffen durfte, etwas zu erben und zu besitzen.

Und wie war es bei den Deutschen? Dort wirtschaftete der freie Mann auf eigener Scholle für sich und die Seinigen; dort ging das, was erarbeitet und erspart wurde, auf die Nachkommenschaft über; dort herrschte daher auch bei allen Familienmitgliedern eifrige, fröhliche Tätigkeit. Wenn auch der freie Deutsche die Feldarbeit verschmähte, weil sie ihm zu gering schien, so wachte er doch beständig über dem Gedeihen der Wirtschaft, und hielt er die Untergebenen zu Fleiß und Arbeitsamkeit an. Daher werden wir später sehen, daß die Landwirtschaft bei den Deutschen besser gedieh als bei den Slawen, und daß jene zu größerem Wohlstand gelangten als diese.

Aus mehreren Blutsverwandtschaften der Slawen bildete sich der Volksstamm. Zwei solche Volksstämme waren es, die in der alten Zeit Oberschlesien bewohnten: die Golenzizi in der Gegend des heutigen Leobschütz und die Opolini in der Gegend vom heutigen Oppeln. An der Spitze jedes Stammes stand ein Oberhaupt, das gleichzeitig Anführer im Kriege war. Die Volksstämme vereinigten sich wieder zu einem



Polnisch-Schlesische Herzöge

Bolesław von Oppeln,
1356—1370

Bolko II von Oppeln,
1313—1356

Völker. Die einzelnen Völker bildeten besondere Staatswesen, die gewöhnlich durch einen Herzog regiert wurden. Im 8. Jahrhundert, zu der Zeit, als Karl der Große das mächtige Frankenreich regierte, bestand u. a. auch schon das polnische Herzogtum, das sich bis zur Oder erstreckte. Zu ihm gehörte auch der größere Teil des heutigen Oberschlesiens.

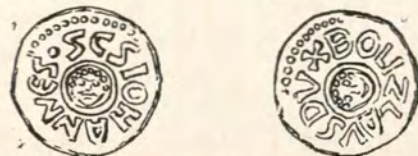
Schon Karl der Große machte Polen seinem Reiche tributpflichtig. Es mußte gewisse Abgaben entrichten und den Kaiser als den obersten Herrn anerkennen. In diesem Verhältnis stand es zum Deutschen Reiche jahrhundertlang. Außer anderen slawischen Stämmen, z. B. den Wenden, die weit ins deutsche Gebiet vorgezogen waren und zurückgedrängt oder unterworfen werden mußten, machten auch die Polen öfter Einfälle ins deutsche Gebiet, oder sie verweigerten den schuldigen Tribut, weshalb sich die deutschen Kaiser oft gezwungen sahen, gegen sie ins Feld zu ziehen.

Auch mit den ihnen stammverwandten Böhmen hatten die Polen oft Streitigkeiten, die nicht selten zu blutigen Kämpfen zwischen diesen beiden Völkern führten.

In diesen unruhigen Zeiten hatte auch Oberschlesien viel zu leiden. Es wurde nicht nur von polnischen, sondern auch von fremden Kriegern durchzogen und geplündert, nicht selten arg verwüstet. Unter solchen Umständen konnte natürlich die Landwirtschaft nicht gedeihen.

Nicht viel besser wurde es, als Schlesien im Jahre 1163 eigene Herzöge aus dem Stamme der Piasten bekam. Das Land wurde im Laufe der Zeit in viele kleine Fürstentümer zersplittert, weil sich nach polnischem Brauch die Söhne nach dem Tode des Vaters in sein

Land teilten. So bestanden schon im 14. Jahrhundert in Oberschlesien die Fürstentümer Troppau, Teschen, Ratibor, Cosel, Oppeln und Falkenberg, später kamen noch die Fürstentümer Gleiwitz, Beuthen, Groß-Strehlitz u. a. hinzu.



Johannespfennig des Boleslaw Chrobry, $\frac{1}{2}$
des Begründers des Polenreichs, 992—1025

Die einzelnen Fürsten bekriegten sich nun oft gegenseitig oder waren gezwungen, bald den Polen gegen die Böhmen oder gegen Deutschland, bald den Böhmen gegen die Polen beizustehen. Auch zu dieser Zeit war Oberschlesien oft der Schauplatz blutiger Kämpfe. Auch jetzt noch war es zum großen Teil Wildnis, und nur wenige Landstriche waren der Landwirtschaft erschlossen, die sich nur langsam entwickelte.





Die Leibeigenschaft.

Wie wir schon erwähnten, waren die Slawen bei ihrer Einwanderung in Schlesien alle gleichberechtigt: es gab damals weder Herren noch Untergebene. Die einzelnen Blutsverwandtschaften und Volksstämme hatten nur ihre „Ältesten“, die das Volk auf gewisse Zeit wählte. Die Wahl fiel gewöhnlich auf die klügsten und entschlossensten Männer. Die „Ältesten“ waren aber weniger Herren als Diener des Volkes. Sie hatten das zu tun oder tun zu lassen, was in den Volksversammlungen beschlossen wurde; auch übten sie das Richteramt aus, wobei sie sich nach den üblichen Gesetzen und Sitten zu richten hatten. Nach ihrem Willen durften sie nichts tun. Immerhin hatten sie eine gewisse Macht in den Händen. Denn ihnen mußte jeder einzelne gehorchen, wenn sie im Namen des Volkes etwas von ihm verlangten. So wie der Appetit beim Essen kommt, so verspürten viele unter den Ältesten die Lust, ihre Macht zu erweitern und zu befestigen, womöglich für immer zu behalten und sogar auf

ihre Nachkommen zu vererben. Das gelang um so leichter, je klüger und entschlossener der Älteste war, denn das Volk war im großen und ganzen noch unerfahren, ohne jede Bildung, und ließ sich leicht hintergehen. Der Älteste suchte zunächst Freunde für sich zu gewinnen. Das gelang ihm leicht, weil er die Macht in Händen hatte. Hatte er Freunde genug, so wurde er das nächstemal wiedergewählt, und er befestigte und erweiterte seine Macht mehr und mehr. Es ist auch selbstverständlich, daß das Volk solche „Älteste“, die sich bewährt hatten, die ihre Sache verstanden und zum Wohle des Volkes wirkten, immer wiederwählte. Dadurch ging die Ältestenwürde dauernd an einzelne Personen, und nach ihrem Tode sogar an ihre Söhne über, wenn auch diese klug waren und das Vertrauen des Volkes besaßen. Saß aber einer erst fest im Sattel, hatte er Freunde und Anhänger genug, dann behauptete er seine Macht, auch wenn das übrige Volk mit ihm unzufrieden war.

Den Woywoden oder Herzögen, die von einem ganzen Volke als Oberhaupt gewählt wurden und die Hauptanführer im Kriege waren, gelang es noch leichter, ihre Macht und Würde zu behaupten. Sie machten es sich bald zur Gewohnheit, diejenigen, die sich im Kriege ausgezeichnet hatten, oder die sich aus einem anderen Grunde ihrer Gunst erfreuten, dadurch auszuzeichnen, daß sie ihnen größere Ländereien schenkten und sie mit gewissen Vorrechten bedachten, mit Rechten, die das übrige Volk nicht besaß. Das Volk war gutmütig genug, dies alles als selbstverständlich zu betrachten und ließ die Herzöge, die es als tüchtige Krieger, als Retter in Not und Gefahr ehrte, tun, was sie wollten. Es merkte nicht, daß die Gleichheit Risse bekam, daß die Zahl der Bevorzugten größer und größer wurde. Aus diesen ent-

stand nach und nach der Adel, Szlachta genannt, und mit der slawischen Gleichheit war es für immer vorüber. Eine ähnliche Entwicklung ging auch bei anderen Völkern vor sich.

Mit der Zeit wurden die Macht und die Rechte des Adels immer größer und die Rechte und Freiheiten des Volkes immer geringer. Schließlich gab es fast nur Herren und Knechte oder *Leibeigene*. Wenn auch letztere Bezeichnung nur für den geringeren Teil des damaligen Landvolkes zutrifft und zwar für diejenigen Leute, die auch ohne das Gut, auf dem sie saßen, wie eine Sache verkauft werden konnten, wogegen die Mehrzahl aus *Hörigen* bestand, d. h. aus solchen, die nur mit dem Gute verkauft werden durften, wenden wir sie doch auf die Allgemeinheit an, weil sie volkstümlich ist.

Wie hatte sich die Leibeigenschaft entwickelt?

Die mit Land beschenkten Vornehmen brauchten zu seiner Bestellung Hilfskräfte. Sie fanden sie, indem sie einzelnen Volksgenossen kleine Parzellen (Ackerstücke) zur Benutzung übergaben, wofür sich diese verpflichteten, ihnen ihr Land bestellen und die Ernten einbringen zu helfen. Von größeren Parzellen mußten auch noch bestimmte Abgaben: ein gewisser Teil der Ernte und vom Vieh an den Grundherrn abgeführt werden. Der Adel hatte aber noch ein anderes Mittel, die Stammesgenossen sich untertänig und dienstpflichtig zu machen. Er befestigte seine Wohnsitze, um gegen Ueberfälle der Feinde gesichert zu sein. In den damals so unruhigen und unsicheren Zeiten mußte auch das Volk oft Zuflucht in den befestigten Plätzen des Adligen suchen. Und der Adelige gewährte ihm Schutz, doch wiederum gegen gewisse Verpflichtungen. Die Beschirmten mußten dem Schirmherrn bei den Bauten behilflich sein,

ihm Vorspann leisten, seine Felder bestellen, die Ernte einbringen helfen und dergleichen mehr.

Da die Adligen in der Regel ständige Söldner oder Krieger hielten, mit denen sie im Kriege dem Herzog beistanden, so hatten sie auch die Macht, widerspenstige Landleute zum Gehorsam zu zwingen. Die Macht verleitet aber zur Willkür und macht übermütig. So war es auch hier. Mit der Zeit hatte der Adel alle Rechte in den Händen, das Volk aber seufzte unter schweren Pflichten und Bedrückungen, die es nicht abzuschütteln vermochte. Im allgemeinen teilte man damals das abhängige Volk in *Bauern*, *Gärtner*, *Häusler* und das *Dienstvolk* ein.

Die *Bauern* waren Besitzer von kleineren Gütern. Die *Freibauern* waren vom Adel zwar ganz unabhängig, doch waren ihre Güter so geringwertig, daß sie ihnen kaum den nötigen Unterhalt gewährten; auch war die Zahl der Freibauern sehr klein. Die übrigen Bauern waren zu den sogenannten *Roboten*, d. h. zu Arbeiten auf den herrschaftlichen Grundstücken verpflichtet. Ihre beste Zeit und Kraft mußten sie der Herrschaft opfern; deshalb konnten auch sie zu keinem Wohlstande gelangen.

Die *Gütchen*, auf denen die Gärtner saßen, waren noch kleiner als die der Bauern. Auch die Gärtner zerfielen in *Freigärtner* und *Robotgärtner*; doch waren auch die Freigärtner nicht ganz frei von Dienstleistungen und Abgaben. Sie hatten einen bestimmten Teil der Erzeugnisse ihres Bodens, den Naturalzins, oder auch Abgaben in Geld, den Geldzins, an den Grundherrn abzuführen und in der Erntezeit an einer gewissen Zahl von Arbeitstagen, 4—20, der Herrschaft ihre Kräfte zu widmen, nicht selten auch noch

andere Dienste zu leisten. Die Robotgärtner waren noch viel schlimmer daran. Sie mußten der Herrschaft fast Tag für Tag zwei Personen zur Arbeit stellen für eine nur sehr geringe Entschädigung in Deputat oder Geld; außerdem mußten sie die Erntearbeiten und das Ausdreschen des Getreides gegen einen bestimmten Anteil von Garben und Körnern als Entschädigung übernehmen. Ihre eigenen Grundstücke konnten sie daher nur nebenbei, gewöhnlich in den frühesten Morgenstunden oder in den späten Abendstunden, bestellen, weshalb sie ihnen nur geringe Erträge abwarfen. Sie waren oft noch geringer als das von der Herrschaft gewährte Deputat, und beide reichten zur Not zum Unterhalt der Familie aus.

In vielen Fällen durften die Robotgärtner ihre Kinder zu nichts anderem anhalten als zum Robotdienst; nur wenn sie sie mit Geld loskauften, durften sie ihr Dienstverhältnis aufgeben und etwas anderes tun. Manche Edelleute hatten sogar das Recht, die Kinder ihrer Gärtner zu verschenken oder zu vertauschen.

Die Häusler, die nur eine elende Lehmhütte mit oder ohne Garten ihr eigen nannten, und das Hofgesinde mußten ununterbrochen der Herrschaft dienen, und der Lohn, der meist in Naturalbezügen, in Getreide, Stroh und Holz, bestand, reichte knapp zum Lebensunterhalte hin.

Das war die Einteilung des Landvolkes zu jener Zeit, die ja heute noch besteht, doch mit dem Unterschiede, daß das Landvolt heute vollkommen frei ist, so frei wie jeder Fürst und Edelmann.

Waren schon die Abgaben und Arbeitsdienste, die das Volk zu leisten hatte, drückend genug, so wurde seine Lage



Eine Biberkolonie
mit den charakteristischen Bauten, Burgen genannt

noch verschlimmert dadurch, daß es entweder kein festes, erbliches Anrecht an den Grund und Boden hatte, auf dem es saß, oder daß es durch Erbuntertänigkeit an die Scholle gebunden war. In ersterem Falle genügte ein Wort des Grundherrn, den Untertanen von seinem Boden zu vertreiben, im zweiten Falle dagegen durfte er sich ohne Genehmigung des Grundherrn von der Scholle nicht rühren, durfte sie nicht verkaufen, nicht den Wohnsitz wechseln, ja nicht einmal heiraten.

Viele Grundherren machten ihre Rechte dem Volke gegenüber mit großer Willkür geltend, weil ihnen gleichzeitig die Gerichtsbarkeit, die richterliche und polizeiliche Gewalt über ihre Untergebenen zustand. Sie begnügten sich nicht damit, daß der Landmann die Arbeiten auf ihren Gütern unentgeltlich oder doch nur gegen eine geringe Entschädigung besorgte; sie zwangen ihn auch, auf ihren Burgen Wache zu stehen, bei Bauten Handdienste und in Kriegs- und Friedenszeiten Vorspanndienste zu leisten, die Baue der Viber*) und die Nester der Falken**) zu bewachen, bei Jagden als Treiber tätig zu sein und dergleichen mehr.

Dafür wurde dem unglücklichen Landmann von seinem Herrn oft eine harte Behandlung zuteil. Fluch- und Schimpfworte, Schläge, Martern, Gefängnis und Hunger waren sein Teil, wenn er bei den ihm obliegenden Verrichtungen etwas versah oder nicht imstande war, sie nach dem Wunsche des Gutsherrn auszuführen. Der schlimmsten Behandlung setzte er sich jedoch aus, wenn

*) Die Viber, die heute nur noch selten und zwar an großen Flüssen vorkommen, wurden ihrer kostbaren Pelze wegen geschont.

**) Die Falken — eine Raubvogelart — brauchten die Herren bei den Jagden zum Anlocken anderer Vögel, die sie schossen.

er es wagte, zu klagen und zu murren, oder sich gar zu widersetzen. So wird von dem polnischen Edelmann Sulkowski, der in der Nähe von Mysłowitz hauste, erzählt, daß er an bestimmten Tagen in der Woche seine sämtlichen Gutsarbeiter antreten ließ, um sie zu züchtigen, um seinen Uebermut an ihnen auszulassen. Nicht besser als die Gutsherren, oft noch schlimmer, waren die Verwalter ihrer Güter und die Kastellane, die ihre Burgen bewachten. Diese quälten das Volk oft noch mehr, als der Gutsherr es wünschte, um durch möglichst hohe Erträge aus der Wirtschaft sich die Gunst des Herrn zu erwerben und sich selbst zu bereichern.

Und gab es denn niemanden, der dem Volke hätte helfen können? Der einzige, der es hätte tun können, war der Fürst. Wohl gab es unter den Fürsten auch solche, die edel und menschenfreundlich waren; doch keiner dachte daran, das Volk zu befreien. Man hatte sich an den Zustand der Unfreiheit so gewöhnt, daß man glaubte, nur so und nicht anders könnte das Volk regiert werden. Auch wagten die polnischen Fürsten nicht, sich mit dem Adel zu verfeinden, weil sie seine Hilfe in den vielen Kriegen brauchten.

Anders war es in Brandenburg. Dort gingen die Hohenzollernschen Kurfürsten energisch gegen die Raubritter vor und duldeten keine Bedrückung des Volkes.

Die Folgen der unglücklichen Verhältnisse in Oberschlesien waren denn auch recht traurige. Das Volk sank körperlich und geistig tiefer und tiefer. Die schweren Arbeiten, die schlechte Ernährung, die mangelhafte Kleidung, die elenden Wohnungen, die harten körperlichen Strafen schwächten den Körper. Außerdem suchten oft ansteckende Krankheiten das arme Volk heim und rafften, weil ärzt-

liche Hilfe und die nötige Pflege fehlten, Hunderte und Tausende dahin, weshalb die Bevölkerungszahl nur langsam wuchs. Die unaufhörlichen Kriege verschlimmerten noch das Elend. Am traurigsten sah es im Lande aus nach dem Einfall der *Tataren* im 13. Jahrhundert und nach den *Hussitenkriegen* im 15. Jahrhundert. Da für geistige Bildung in keiner Weise gesorgt war, weil es damals noch keine Schulen für das gewöhnliche Volk gab, so kam das Volk aus geistiger Unnachtung nicht heraus; sogar seine religiösen Kenntnisse waren noch sehr gering. Dafür blühte der krasseste *Alberglaube*, dessen Ueberresten man heute noch begegnet*). Um sich zu betäuben, gab sich das Volk in seiner Verzweiflung rohen sinnlichen Genüssen, besonders dem übermäßigen Genuß geistiger Getränke, des Schnapses, hin, der auch in der Gegenwart noch so viele ins Unglück stürzt.

Ein solches Volk konnte natürlich nicht *arbeitsfreudig* sein. Stumpfsinnig und schwerfällig ging der im Sommer in einen groben *Leinwandkittel* und im Winter in einen *Schafspelz* eingehüllte Leibeigene seiner Beschäftigung nach und war froh, wenn die Nacht hereinbrach und er die müden, schlaffen Glieder nach einer dürftigen Mahlzeit auf dem harten Strohlager zur Ruhe strecken konnte.

Unter den Händen solcher Arbeiter konnte die Landwirtschaft weder gedeihen, noch irgend welche bemerkenswerte Fortschritte machen. Ihre Erträge reichten denn auch bei weitem nicht hin, die Bedürfnisse der Grundherren und der Landesfürsten zu befriedigen; und das gewöhnliche Volk mußte froh sein, wenn es den

*) Der Glaube an Hexen, an Spukgeister, an Wunderärzte usw.

nötigsten Unterhalt hatte. Adel und Fürsten suchten sich oft aus ihrer Geldverlegenheit dadurch zu helfen, daß sie einen Teil ihres Besitzes verpfändeten; nicht selten führten sie sogar räuberische Ueberfälle an wohlhabenden Nachbarn aus, um sich an ihrem Hab und Gut zu bereichern, oder sie überfielen Städte, die damals schon in geringer Anzahl vorhanden waren, und beraubten die wohlhabenden Bürger; ja, selbst Kirchen und Klöster waren vor ihnen nicht sicher, wenn sie Kostbarkeiten bargen.

Wie traurig es in Oberschlesien noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts ausah, erfahren wir aus einem Briefe des Lucas Holstinicus, eines bedeutenden Gelehrten und Verweisers der vatikanischen Bibliothek unter Papst Alexander VII., an seinen Freund, den Cardinal Barberini. Er schildert ihm darin seine Reise nach Polen, die er im Jahre 1630 unternommen, und spricht sich über *Oberschlesien* wie folgt aus: „Nachdem ich über Mähren hinausgekommen war und den ober-schlesischen Boden betreten hatte, wo die Herzogtümer Troppau und Ratibor sind, da glaubte ich, mich außerhalb aller menschlichen Kultur zu befinden. Denn alles erschien mir hier neu und ungewöhnlich, aber nach sarmatischer*) Weise schmutzig, unflätig, barbarisch; die Menschen schlafen auf der Erde; die Zimmer voll Rauch und Gestank; die Wohnstätten für Menschen und Vieh gemeinsam; die Speisen unappetitlich; das Bier ganz schlecht; die Art des Umgangs rauh und ungebildet; die Landstraßen durch Löcher und Schmutz unwegsam; Brücken über Gewässer, die namentlich im Winter ge-

*) Sarmaten, ein Hirtenvolk im Norden des Schwarzen Meeres.

fährlich sind, entweder gar nicht vorhanden oder so schlecht gebaut, daß man sie nur mit Zittern und Zagen passieren kann; die Wälder massenhaft und dicht, prächtig geeignet für Räuber und Diebesgesindel.“

So sah unser Oberschlesien noch vor 300 Jahren aus, obgleich es sich bereits längere Zeit unter österreichischer Herrschaft befand, unter die es nach dem Aussterben seiner piastischen Fürsten gekommen war.



Die deutsche Einwanderung.

Wie die Meereswellen bald vorwärts bald rückwärts fluten, so geht es auch im Leben der Völker zu. In der Zeit der Völkerwanderung waren die deutschen Volksstämme, die bis an die Weichsel wohnten, nach dem Westen und Süden gegangen; die slawische Völkerwelle folgte ihnen und drang bis Thüringen, Hannover und Holstein vor. Wenige Jahrhunderte darauf trat ein Rückwärtsfluten der germanischen Welle ein; die beiden Völker gerieten aneinander, und es entbrannte ein langes, heißes Ringen, das mit dem Siege des Deutschtums endete; die untere Oder und die untere Weichsel wurden wieder deutsche Flüsse — sie wurden es durch das deutsche Schwert.

Schlesien dagegen wurde auf friedlichem Wege dem Deutschtum wiedergegeben, und das ist zum guten Teil der Einsicht und der Kulturfreundlichkeit der schlesischen Herzöge zu danken. Ganz besonders waren es die niederschlesischen Herzöge, die deutsche Sitte, Sprache und

Kultur schätzten. Sie heirateten mit Vorliebe deutsche Prinzessinnen und schickten ihre Kinder nach Deutschland zur Ausbildung.

Auch entging es ihnen nicht, daß die deutsche Landwirtschaft auf einer viel höheren Kulturstufe stand und daher viel mehr einbrachte als die slawische. Das lag zum Teil daran, daß sie älter war als diese; zum größten Teil aber daran, daß in Deutschland auch noch der freie, unabhängige Bauer hinter dem Pfluge ging. Zwar war auch dort die Leibeigenschaft auf vielen Gütern anzutreffen, doch war sie dank der besseren Gesetzgebung und der Gerechtigkeit der deutschen Fürsten bei weitem nicht so drückend wie in Schlesien und in Polen; ein großer Teil der deutschen Bauern aber war überhaupt frei.

Um ihr Land, das noch zum großen Teil Wildnis war, der Kultur zu erschließen und dadurch ihr Einkommen zu vergrößern, entschlossen sich die schlesischen Herzöge, deutsche Ansiedler in ihr Land zu rufen. Das taten sie wohl auch ihren Frauen zuliebe, die als deutsche Prinzessinnen gern ihre Landsleute um sich sahen.

Der deutsche Bauernsohn, der deutsche Arbeiter, die in der deutschen Heimat wenig Aussicht hatten, ein gutes Stück Land für sich zu erwerben, folgten gern dem Rufe aus dem fernen Osten, und der deutsche Handwerker und Kaufmann folgten ihnen. Sie folgten dem Rufe mit um so größerer Zuversicht, als die deutschen Mönche ihnen vorangezogen waren und in den schlesischen Wäldern bereits blühende Niederlassungen gegründet hatten. Der Lockruf aus dem fernen Osten war auch zur richtigen Zeit erklungen, weil damals das deutsche Volk durch die Kreuzzüge (vom 11. bis 13. Jahrhundert) besonders wander- und unternehmungslustig geworden war.

Die Züge nach dem slawischen Osten gestalteten sich jedoch ganz anders als die gen Palästina. Wohl waren auch sie Eroberungszüge, doch friedlicher Art. Die Art und der Pflug waren die einzigen Waffen, mit denen man jetzt in die Fremde zog, in eine Fremde, die noch zum großen Teil Wildnis war, die man mittelst dieser Waffen erobern und nutzbringend machen wollte für sich und seine Nachkommenschaft. Wie mögen diese friedlichen Eroberungen zustande gekommen sein?

Als es im deutschen Westen bekannt wurde*), daß im slawischen Osten deutsche Ansiedler gern gesehen werden, daß man ihnen gegen geringe Entschädigung Land gebe, daß man sie gerecht behandeln und vor allem ihre Niederlassungen unter das deutsche Recht, das deutsche Gesetz stellen wolle, da fanden sich bald hie und da entschlossene, tatkräftige Männer, die Lust verspürten, nach dem fremden Lande zu ziehen. Sollten sie aber vereinzelt hinziehen? Das ging nicht, denn ein Einzelner hätte in der Wildnis nichts ausgerichtet. Jeder von ihnen sah sich daher nach anderen Männern um, die bereit wären, mit ihm zu ziehen. Hatte er die genügende Anzahl beisammen, dann wurde zur Abreise gerüstet. Alle Habe, die sich mitnehmen ließ, wurde sorgfältig eingepackt und auf Wagen geladen. Ganz besonders vergaß man solche Geräte nicht, die in der Fremde unentbehrlich waren: Aelte, Sägen, landwirtschaftliche Geräte usw. Auch Pferde und Rindvieh wurden mitgenommen und, was die Hauptsache war, soviel Geld, wie jeder Einzelne zusammenbringen konnte. Ueber das meiste Geld mußte

*) Bekannt wurde es durch Werber, die die schlesischen Herzöge und die deutschen Mönche aussandten; wohl auch durch die Verwandten der deutschen Prinzessinnen, die in Schlesien verheiratet waren.

natürlich der U n t e r n e h m e r verfügen, derjenige, der den Zug angeregt und zustande gebracht hatte. Er blieb auch weiter der Berater und Anführer seiner Genossen. War alles bereit, so brach man auf. Rührend war der Abschied von der lieben, alten Heimat, die selten einer von den Auswanderern wiedersehen sollte, und von all den Lieben, die man zurücklassen mußte. Der Sohn nahm Abschied von den Eltern oft auf Nimmerwiedersehen, der Bruder von den Geschwistern, der Bräutigam von der Braut, die er abzuholen gelobte, wenn er ein sicheres Heim gegründet haben würde, der Gatte von der Gattin und der Vater von den unerwachsenen Kindern, denn auch sie sollten erst abgeholt werden, wenn in der neuen Heimat ein Unterkommen geschaffen sein würde. Oft aber zogen Frau und Kinder bald mit.

Nun galt es, eine weite beschwerliche Reise zurückzulegen, wozu viele Wochen nötig waren. Nur langsam ging es vorwärts, weil die Wege schlecht waren und das mitgeführte Vieh geschont werden mußte. Durchzog man ein bewohntes Land, so ging das noch an, weil man da sicher und bequem rasten konnte. Schlimmer war es, wenn der Weg über weite Wälder oder gar über hohe Gebirge führte. Da hatten Menschen und Vieh viel zu leiden. In solchen Gegenden war man auch vor räuberischen Ueberfällen nicht sicher und mußte Tag und Nacht auf der Hut sein. Endlich hatte man die neue Heimat erreicht, den schlesischen Boden betreten, und nun erlebte wohl so mancher eine arge Enttäuschung, denn das Land sah viel schlimmer aus, als er es sich vorgestellt hatte. Doch er mußte sich zufrieden geben, denn die alte Heimat lag so weit, so weit zurück.



Das Elen oder der Elch.

Jetzt galt es, sich zuerst irgendwo wohnlich niederzulassen, bis man wußte, welchen Landstrich man in Besitz nehmen durfte. Gewöhnlich wohnte man draußen im Walde auf den Wagen, denn Städte gab es wenig, und die Dorfleute hatten in ihren kleinen Lehmhütten für eine große Schar Gäste keinen Raum.

Indessen begab sich der Unternehmer zum Herzog oder zu einem anderen Grundherrn, von dem er Grund und Boden erwerben wollte. War man handelseins geworden, war der Vertrag unterschrieben und vom Herzog auch die Erlaubnis zur Anlegung einer Kolonie erteilt, dann wurde der Plan abgegrenzt, auf dem die Kolonie entstehen sollte. Der Einwandererzug begab sich nun mit Sack und Pack auf den neuerworbenen Boden und richtete sich dort zuerst, so gut es ging, wohnlich ein. Einfache Holzhütten, mit Rasen, Moos und Laub überdeckt, mußten für den Anfang genügen.

Nun widerhallte der schlesische Urwald von kräftigen Arthieben, die der sehnige deutsche Arm erteilte, und ein Baumriese nach dem anderen sank nieder. Das bessere Holz wurde beiseite geschafft, um als Bauholz verwendet zu werden, das andere verbrannt, wodurch der Boden für die Landwirtschaft vorbereitet wurde, weil Holzasche ein gutes Düngemittel ist. Scheu flohen das Elen, der Bär, der Wolf und das andere Waldgetier aus dem Bereiche der menschlichen Tätigkeit, um sich in entlegenen Waldwinkeln zu verkriechen. Scheu sah auch der geknechtete, ängstliche Slawe dem Treiben der fremden Männer zu. Was sollte das heißen? Er hatte Mühe, das urbare Land zu bearbeiten, ihm einen Ertrag abzurufen, und diese Fremden wagten sich an die Wildnis heran, sie urbar zu machen? Kopfschüttelnd verkroch er sich in seiner Lehmhütte.

Eine Lichtung nach der anderen entstand, und die Sonne durchwärmte den wilden, kalten, sumpfigen Boden, der alsbald durch zweckmäßig angelegte Gräben entwässert wurde. Als alle Ueberreste des Waldes beseitigt waren, ging man an die Verteilung des gewonnenen Bodens, die der Unternehmer leitete.

In der Mitte der Fläche wurde die Dorfstraße abgesteckt, durch Pfählchen und Grenzsteine genau bezeichnet. Durchfloß ein Bach das Gelände, dann wurde sie an ihm entlang gelegt, denn ein Bach ist für ein Dorf eine Wohltat. Rechts und links der Dorfstraße wurden geräumige Plätze für die Gehöfte abgegrenzt. Hinter jedem Gehöft wurde als langer Streifen eine fränkische Hufe — etwa 33 Hektar groß, also so groß wie ein ganzes großes Bauerngut oder wie ein großes Roggenfeld der Guts herrschaft — abgesteckt, denn diese Fläche erhielt jeder Kolonist zum Eigentum. Heute sind Bauerngüter, die eine Fläche von 30 Hektar und mehr umfassen, in den ober-schlesischen Dörfern selten zu finden. Zwischen den einzelnen Hufen führten Feldwege, die das Bestellen der Grundstücke erleichterten. Der Unternehmer erhielt mehrere Hufen. Für die Kirche wurden gewöhnlich zwei abgesteckt. Auch eine Gemeindeweide und ein Gemeindewald wurden in der Regel ausgeschieden. Sie dienten allen Gemeindemitgliedern zur gemeinsamen Benutzung.

Alles Besitztum im deutschen Dorfe war freies, erbliches Eigentum. Jeder Besitzer konnte daher auf und mit seinem Gute machen, was er wollte. Nur gewisse Abgaben mußte er entrichten und zwar: an den Grundherrn den Hofzins, auch Vierding genannt, an den Fürsten das Herzogskorn, von jedem zehnten

Malter*) zwei Scheffel**), und an den Bischof den Zehnten in Garben oder in Korn, d. h. den zehnten Teil vom geernteten Getreide. An Diensten hatten die Deutschen die Heeresfolge zu leisten, d. h. Führen im Kriege zu stellen. Auch beim Bau herzoglicher Burgen mußten sie Baumaterialien anfahren. Von allen polnischen Frondiensten und Zinsen aber waren sie frei. Da in der Regel mehrere Jahre vergingen, bis die der Wildnis abgerungenen Grundstücke einen namhaften Ertrag brachten und ihre Besitzer nicht nur ernährten, sondern ihnen auch einen Ueberschuß abwarfen, daß sie Natural- und Geldabgaben leisten konnten, waren die deutschen Kolonisten in der ersten Zeit, gewöhnlich in den ersten zehn bis zwölf Jahren, von allen Abgaben und sonstigen Lasten befreit.

Der Unternehmer oder der Gründer des Dorfes erhielt außer mehreren Hufen, die von allen Abgaben frei waren, noch das Recht, eine Schenke, Mühle, Schmiede, Schlächtere, Bäckerei und dergleichen anzulegen und zu seinem Vorteil zu betreiben oder betreiben zu lassen. Er wurde der Erbschulze oder Erbrichter des Dorfes und erhielt zur Muthilfe mehrere Bauern als Gerichtschöppen oder Schöffen. Sein Amt war, die Gemeindeversammlungen zu leiten und ihre Beschlüsse auszuführen, den Zins einzuziehen und abzuliefern, geringere Streitigkeiten zu schlichten, kleinere Vergehen mit Geld oder Gefängnis zu bestrafen und im Kriege dem Herzog mit einem Rosse zu dienen. Die höhere Gerichtsbarkeit lag in den Händen des Herzogs; schwere Vergehen und Verbrechen bestrafte also dieser selbst.

*) 1 Malter = 660 Liter.

**) 1 Scheffel = 55 Liter.

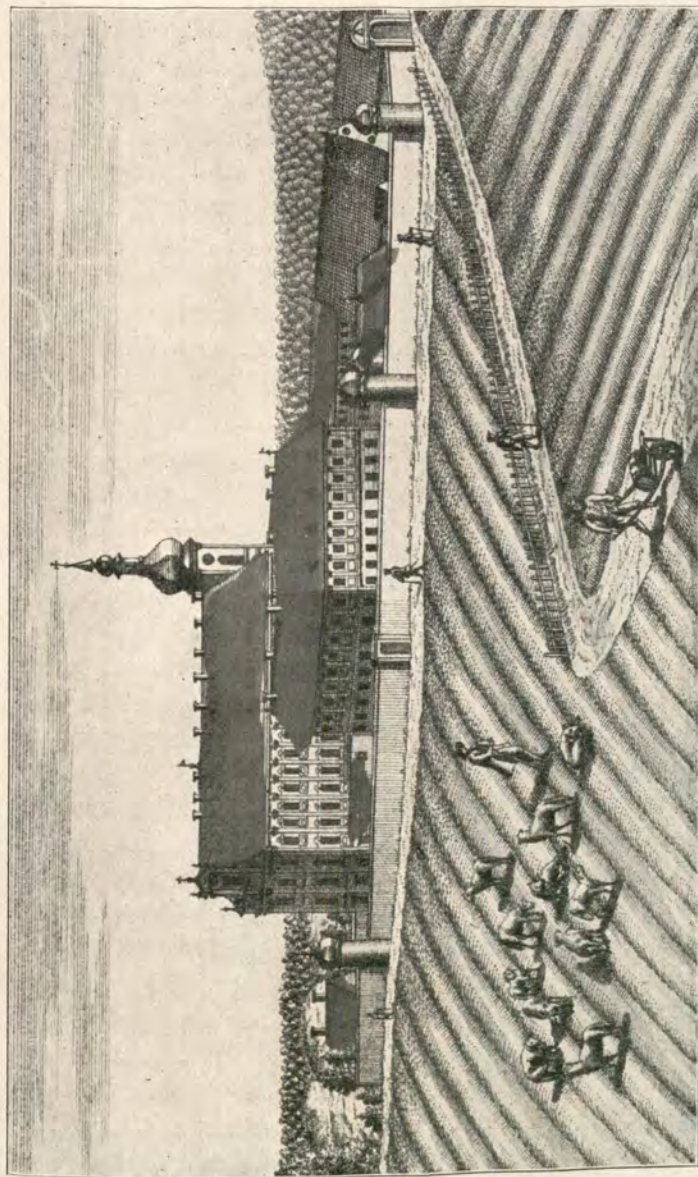
In ähnlicher Weise wie die deutschen Dörfer wurden auch die deutschen Städte angelegt. Auch jede Stadt erhielt außer dem Bauplatz eine bestimmte Anzahl Ackerhufen. Außerdem erhielten die Bürger vom Fürsten die Markt-, Schank-, Mühl-, Brau- und Malzgerechtigkeit, d. h. sie durften Märkte abhalten, Mühlen, Schänken, Brauereien und Mälzereien anlegen und die Einkünfte daraus zum Besten der Stadt verwenden. Auch durfte innerhalb einer Meile im Umkreise der Stadt nur Stadtbier verschenkt und kein Handwerker angefetzt werden. Wegen der damals herrschenden Unsicherheit wurde jede Stadt mit Ringmauern umgeben, die gewöhnlich mit Türmen versehen waren. Die Bürgerschaft übte sich im Gebrauch der Waffen und verteidigte im Notfalle die Stadt mit viel Mut und großer Ausdauer.

Auch die Einrichtung der Stadt wurde vom Herzog einem Unternehmer übertragen, der meist ein Edelmann war. Er wurde Vogt und Richter des Ortes, und da er diese Ämter mit allen ihm zustehenden Rechten auf seine Kinder vererben durfte, hieß er Erbvogt oder Erbrichter.

Die deutschen Ansiedler erhielten nicht immer Wald, den sie erst urbar zu machen hatten; manchmal wurde ihnen schon urbares Land zugewiesen; dann kam der deutsche Ort neben einem polnischen Orte zu liegen. Der polnische Name des Ortes wurde in der Regel beibehalten, nur erhielt der deutsche Ort die Bezeichnung Deutsch- oder Groß-, der slawische dagegen Polnisch- oder Klein-, wie z. B. Deutsch- und Polnisch-Müllmen, Groß- und Klein-Döbern u. a. Wo jedoch der deutsche Ort auf Neuland angelegt wurde und nicht in die Nähe eines polnischen Ortes zu liegen kam,

erhielt er einen deutschen Namen, z. B. Schönwalde. Oft wurden die deutschen Orte nach ihrem Begründer benannt, z. B. Runzendorf, Arnoldsdorf, deren Begründer Runz und Arnold hießen. Kam eine deutsche Stadt neben einem polnischen Dorfe zu liegen, so erhielt dieses die Bezeichnung Alt, z. B. Alt-Ujest, Alt-Gleiwitz; war jedoch der polnische Ort bereits eine Stadt, so erhielt er die Bezeichnung Altstadt und wurde Dorf, wie Altstadt-Zülz.

Außer den Fürsten und Grundherren nahmen auch die Klöster und Bischöfe regsten Anteil an der Besiedelung Schlesiens durch die Deutschen, weil auch sie große Ländereien besaßen. Unter den Klöstern zeichnete sich in dieser Beziehung zuerst das zu Leubus an der Oder aus, das im Jahre 1175 durch Cisterziensermönche, die Herzog Boleslaus aus Pforta (Sachsen) herbeigerufen hatte, gegründet worden war. Dieses Kloster erwarb auch in Oberschlesien zwischen Straduna und Hohenploh Landesteile und gründete hier u. a. die Dörfer Rostenthal und Groß-Nimsdorf im Coseler Kreise. Auf der rechten Oderseite aber gründete es die Klöster Rauden (1255) und Himmelwitz (1282), die die umliegenden Gebiete besiedelten. Beide Klöster sind für Oberschlesien Quellen reichen Segens gewesen. Die Mönche verstanden es ausgezeichnet, Ackerbau und Viehzucht zu betreiben; auch herrliche Wein- und Obstbaumpflanzungen blühten unter ihren kundigen Händen empor und brachten reiche Erträge; nicht minder verstanden sie, die Bienenzucht nutzbringend zu betreiben. Die Raudener Mönche gründeten sogar mehrere Eisenhütten mit Hochofenbetrieb, einen Kupferhammer, eine Glashütte und mehrere Brauereien. Sie befaßten sich aber auch mit Jugend- und Volks-



Kloster Garnowanz (Oppeln).

bildung. Sie legten Volksschulen an, bildeten Volksschullehrer aus und unterhielten ein Konvikt (höhere Schule), in dem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts allein gegen 2000 Jünglinge ausgebildet wurden, von denen sich 527 dem geistlichen Stande widmeten. Mit den Cisterziensern wetteiferten die Prämonstratenser in der Besiedelung Oberschlesiens. Sie begründeten in Rybnik eine Niederlassung, die sie 1228 nach *Czarnowanz* bei Oppeln verlegten. Auch sie schafften in ihren Dörfern, und sie besaßen ihrer im 18. Jahrhundert 14, die polnischen Rechte ab und gaben ihnen das deutsche Recht, so z. B. dem Dorfe *Zelasno* schon im Jahre 1274. Sie führten im 18. Jahrhundert auch den Tabakbau ein.

Der Bischof zu Breslau aber gründete u. a. im Jahre 1222 *Ujest* als deutsche Stadt. Daher zeigt das Wappen dieses Ortes eine Bischofsmütze und zu beiden Seiten derselben je einen Bischofsstab.

In der Nähe von Gleiwitz wurde ebenfalls im Jahre 1222 mit Genehmigung des Herzogs Wladislaus von Oppeln durch eingewanderte Sachsen das Dorf *Schönwald* gegründet. Der Herzog schenkte den Einwanderern einen großen Wald, den sie ausrodeten, und gab ihnen das nötige Getreide zur Saat. Wie alle deutschen Einwanderer, waren auch sie fleißige und strebsame Leute und betrieben neben dem Ackerbau auch das Fuhrwesen, indem sie ihre Gespanne mit Handelsartikeln bis Krakau und Warschau schickten. Ihren Sitten, ihrer Sprache und zum Teil auch ihrer alten Tracht sind sie bis auf den heutigen Tag treu geblieben. Einen bedeutenden Zuzug von deutschen Einwanderern erhielten auch Beuthen und Tarnowitz nebst Umgegend, wo der Bergbau betrieben wurde. Auch die anderen Städte und

Städtchen Oberschlesiens, deren Zahl heute eine so stattliche ist, sind von den Deutschen entweder erst gegründet worden, oder die schon bestehenden Städte erhielten einen so starken Zuzug an Deutschen, daß sie schnell einen deutschen Charakter annahmen und dank dem deutschen Recht, das ihnen allen verliehen wurde, sich auch sichtlich entwickelten, weil es dem Volke größere Freiheiten gewährte als das polnische. Da die meisten städtischen Bewohner jener Zeit sich auch mit Landwirtschaft beschäftigten, übte auch die Entwicklung der Städte auf sie einen günstigen Einfluß aus.





Der Einfluß der deutschen Einwanderung auf die Landwirtschaft.

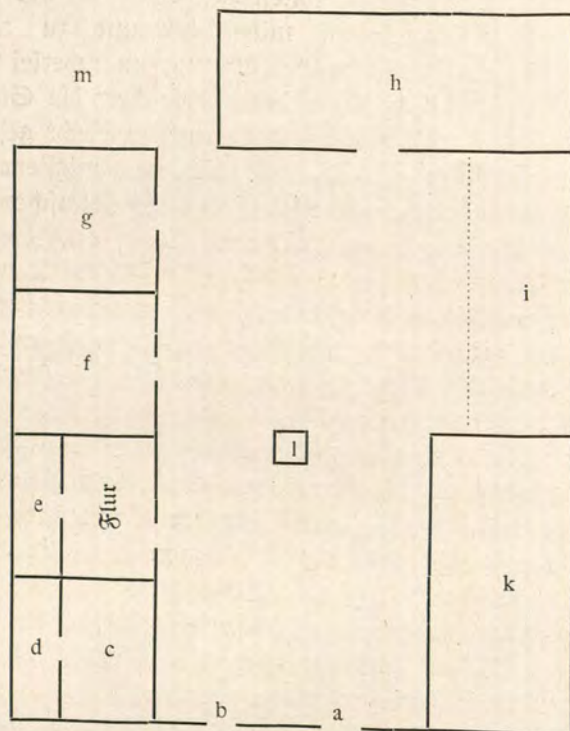
Schon aus den kurzen Ausführungen ist zu ersehen, daß die deutschen Einwanderer fleißige, strebsame, sparsame Leute waren und sich auf die Landwirtschaft besser verstanden als die Slawen. Sie brachten auch verschiedene Ackergeräte ins Land, die die Slawen noch nicht kannten. Dazu gehörte vor allem die eiserne Pflugschar. Mit dem hölzernen Hakenpflug war natürlich nicht viel anzufangen. Er reichte zur Not hin, den urbaren leichten Boden einigermaßen zu lockern; auf schwerem Boden, auf dem wurzelreichen Neulande und auf steinigem Boden versagte er vollständig. Dort mußten entweder Hacke und Spaten nachhelfen, was nur bei kleinen Flächen möglich war, oder diese Bodenarten, die gewöhnlich die besten waren, blieben teils als Hutung, teils unbenutzt liegen.

Die Vorteile der deutschen Arbeit und der deutschen Geräte waren so leicht erkennbar, und die Erträge der deutschen Wirtschaft unterschieden sich so vorteilhaft von denen der einheimischen Wirtschaft, daß die polnische Bevölkerung trotz ihrer Abneigung gegen alles Fremde und Neue langsam aus ihrem mehrhundertjährigen Traume er-

wachte und nach der deutschen Art zu arbeiten und zu wirtschaften begann. Auch das deutsche Recht, das die deutschen Einwanderer vor der Leibeigenschaft, vor jeder Fronarbeit schützte und ihnen gestattete, bei der Verwaltung der Gemeinden mitzuraten und zu taten, brachte der einheimischen Bevölkerung mancherlei Vorteile. Viele polnische Gemeinden, besonders die Städte, wurden ohne weiteres auf das deutsche Recht gestellt; wo dies aber nicht geschah, dort milderte wenigstens der Einfluß des deutschen Rechts die harten polnischen Gesetze und die Art, sie auszuführen. Denn auch die polnischen Grundherren und Machthaber, die Adligen und Fürsten, merkten es bald an den deutschen Einrichtungen, daß ein Volk, das freundlich behandelt wird und ein menschenwürdiges Dasein führen kann, arbeitsfreudiger ist und leichter zu leiten ist als ein geknechtetes. Nicht minder freundlich und mildernd war der Einfluß der deutschen Bildung, der deutschen Sitten und Gebräuche auf das polnische Wesen. Wie der Sonnenstrahl die Nebel durchbricht und die von ihnen bedrückte Landschaft zu frischem, fröhlichen Leben erweckt, so durchleuchteten und durchwärmten deutsches Wesen, deutsches Streben, Wirken und Schaffen die schlesische Wildnis und weckten in den Herzen des durch vielhundertjährige Knechtschaft und Bedrückung erschlafften polnischen Volkes neue Hoffnung und neue Kräfte.

Einen sehr wohlthuenden Einfluß auf die ober-schlesische Landwirtschaft und die ganze Lebenshaltung der Slawen übte auch die fränkische*) Hofanlage mit dem fränkischen Bauernhause aus, die die deutschen Ansiedler auf ihren

*) Aus dem deutschen Herzogtum Franken am Rhein (heute Rheinpfalz), war schon damals auch in den übrigen deutschen Landen verbreitet.



a Hof, b kleine Tür, c Wohnstube, d Kammer, e Küche,
f Ruhstall, g Pferdestall, h Scheuer, i Schweine- u. f. w.
Ställe, Wagenschuppen, k Auszugshaus und Speicher, l Brunnen,
m Garten.

Niederlassungen errichteten. Wie dieselbe beschaffen war, zeigt die Zeichnung auf voriger Seite.

Die fränkische Hof- und Gebäudeanlage war zuerst geräumig. Für Menschen, Vieh und die Wirtschaftsgeräte und Vorräte waren besondere und genügend große Räume vorhanden. Sie war ferner bequem; man konnte in jeden Raum schnell und ohne Schwierigkeiten gelangen. Sie war auch gesund und freundlich. Sonne und Licht hatten überall Zutritt, Menschen und Vieh wohnten gesondert.

Wie sah dagegen die polnische Lehmhütte aus? In der Regel beherbergte sie Menschen und Vieh unter einem Dache und nicht selten in einem und demselben Raume. Der Rauch des Herdfeuers mußte in Ermangelung eines Schornsteines durch eine Dachlücke entweichen. Licht und Luft fanden nur durch kleine Löcher in den Wänden einen notdürftigen Zutritt, weshalb die Luft in dem niedrigen, kleinen Wohnraume stinkend und ungesund war. Der beschränkte Wohnraum gestattete keine Bequemlichkeit; die Nachtlager mußten daher auf dem ungedielten Boden errichtet werden und bestanden gewöhnlich nur aus Stroh. Auch die Umgebung der Häuser sah unsauber und unfreundlich aus. Das Gehöft war entweder von keinem oder einem nur sehr mangelhaften, zerfallenen Zaune umgeben. Ein tiefer Brunnen war selten vorhanden; man holte das Wasser gewöhnlich aus einem nahen Bache, Graben oder Teiche. Auch ein umzäunter Garten war nur selten zu sehen. Die Bäume, die das Haus umstanden, waren entweder wilde Obstbäume, die saure, unschmackhafte Früchte trugen, oder nur Linden, Eichen und anderes Gehölz. Die Deutschen dagegen pflanzten

ihre Gärten mit Sorgfalt und zogen nur edle Obstbäume; auch pflanzten sie edles Gemüse und widmeten sich gern der Bienenzucht.

Wenn wir heute die obererschlesischen Dörfer durchwandern, so finden wir, daß fast alle Gehöfte, wenigstens die größeren, der fränkischen Hofanlage gleichen, oder ihr doch sehr ähnlich sind. Auch die Gebäude sind nach dem fränkischen Muster aufgebaut.

Während also die deutsche Einwanderung der polnischen Bevölkerung große Vorteile brachte, war sie für dieselbe ohne jegliche Nachteile; denn die deutschen Ansiedler erhielten meistens unbebautes, wildes Land; niemals aber wurde den kleinen polnischen Besitzern Land weggenommen und den Deutschen gegeben. Die polnischen Großgrundbesitzer, die Adligen, Fürsten, Klöster und Bischöfe, besiedelten vielmehr nur ihre eigenen Landflächen, die wild und nutzlos dalagen, mit Deutschen. Und daraus erwuchs der obererschlesischen Landwirtschaft noch ein großer Vorteil: das Klima, das infolge der vielen Wälder und Sümpfe naß und rauh war, wurde trockener und freundlicher, je mehr die Wildnis urbarem Lande Platz machte.

Einen großen Vorteil von der deutschen Besiedelung hatten auch die polnischen Grundherren. Weite Landstrecken, die vorher keinen Pfennig abgeworfen hatten, brachten jetzt reichliche Steuern und Zinsen. Der Geldmangel bei den Adligen und Fürsten hörte auf oder war doch nicht mehr so groß, daß sie zu harten Mitteln hätten greifen müssen, Geld zu erlangen. Die große Bedrückung des leibeigenen Volkes hörte auch auf, und wohlgesinnte Herren verwendeten sogar das Geld, das sie nun übrig hatten,

zu gemeinnützigen Zwecken. Sie verbesserten die Wege, bauten Kirchen und Schulen, unterstützten die Armen usw. Am regsten war die deutsche Einwanderung im 13. Jahrhundert. Sie hörte zwar auch später nicht ganz auf, doch war sie kein ununterbrochener Strom mehr, sondern trat nur vereinzelt auf.

Leider ist der Einfluß der deutschen Besiedelung oft gehemmt oder ganz aufgehoben worden. Das geschah besonders durch die vielen Kriege, die die Landesfürsten entweder untereinander führten, oder an denen sie bald auf polnischer, bald auf böhmischer bzw. österreichischer Seite teilnehmen mußten. Die schlimmsten Folgen hinterließ der Dreißigjährige Krieg, wie wir noch später sehen werden. Auch wurden die deutschen Einwanderer nicht selten durch die Willkür der Grundherren und Fürsten in ihrer segensreichen Tätigkeit gehemmt und gestört. Man suchte ihnen ihre verbrieften, schriftlich festgelegten Rechte und Freiheiten zu beschneiden und legte ihnen ungebührliche Lasten auf. Irgend eine Hilfe und Unterstützung hatten sie von keiner Seite zu erwarten; sie waren ganz auf sich allein angewiesen und hatten so einen schweren Stand. Das gilt besonders von Oberschlesien, weil hier die Deutschen keine geschlossenen Massen bildeten, nicht ganze Landstriche bewohnten, wie in Mittel- und Niederschlesien, sondern im Lande zerstreut waren.

Wenn sich trotzdem einige Gemeinden, wie wir schon bemerkt haben, und besonders die Städte deutsch erhielten, so zeugt das von der Zähigkeit des deutschen Wesens und der Unverwundlichkeit seiner schaffenden Kraft. Kleine deutsche Gemeinden jedoch und vereinzelt unter den Polen lebende deutsche Familien

konnten dem Einfluß der polnischen Umgebung nicht widerstehen und wurden polonisiert, was um so leichter geschah, als ihnen der deutsche Gottesdienst und deutsche Schulen fehlten. Daher finden wir heute in allen ober-schlesischen Dorfgemeinden zahlreiche Familien mit deutschen Namen: Müller, Neumann, Schneider usw., deren Muttersprache aber die polnische ist, und die sich ihrer deutschen Abstammung nicht mehr bewußt sind.

Mittel- und Niederschlesien dagegen sind durch und durch deutsch geworden. Dies geschah, weil dort die Deutschen in geschlossenen Massen auftraten, und weil die dortigen Fürsten und die Breslauer Bischöfe selbst deutsch gesinnt waren und das Deutschtum kräftig unterstützten. Auch machte sich dort der deutsche Einfluß von auswärts ununterbrochen geltend, indem die dortigen Fürsten und die wohlhabenderen Familien im beständigen Verkehr mit ihren Verwandten in Deutschland standen, wogegen in Oberschlesien der polnische Einfluß von Polen und besonders von Krakau aus überwog und sich auch auf die Landesfürsten und die übrigen Vornehmen des Landes erstreckte. Wohltätig ist dieser Einfluß für die ober-schlesische Landwirtschaft nicht gewesen, denn wo nichts ist, von dort kann auch nichts kommen. Die polnische Landwirtschaft lag selbst im argen, weil in Polen die Leibeigenschaft vielfach noch unerträglicher war als in Oberschlesien, weil sich dort die Adligen um alles mögliche, hauptsächlich aber um Vergnügungen kümmerten nur nicht um die Landwirtschaft. Wie hätten sie da der ober-schlesischen Landwirtschaft irgendwie nützen können? Wohl aber wurden aus Polen oft Zank und Streit nach Oberschlesien herübergetragen, und das arme Volk war es dann, das die Schläge, die andere verdient hatten, an seiner Haut verspüren mußte.

Wir haben Seite 24 gezeigt, daß schon in der alten Zeit, bei der Einwanderung der Slawen in Ober-schlesien, in vielen Gegenden die Slawen mit den zurückgebliebenen Deutschen sich vermischten, mit ihnen zu einem Volke verschmolzen. Nach der Einwanderung der Deutschen aber, die wir eben geschildert haben, war diese Verschmelzung noch stärker, und sie hat nicht aufgehört bis auf den heutigen Tag. Daher trifft man heute wohl selten einen Oberschlesier, der reiner slawischer Abstammung wäre, auch wenn er einen polnischen Namen trägt. Ist der Geburtsname seiner Mutter nicht deutsch, dann kann sein Großvater oder seine Großmutter, sein Urgroßvater oder seine Urgroßmutter usw. väterlicher- oder mütterlicherseits deutscher Abstammung gewesen sein. Jedenfalls sticht das äußere Aussehen und der Charakter des ober-schlesischen Volkes von dem des polnischen Volkes hinter der Grenze erheblich ab und läßt die deutsche Mischung leicht erkennen.

Nicht minder deutlich tritt der Unterschied zwischen der ober-schlesischen Volkssprache und der echt polnischen Sprache hervor; er ist so groß, daß ein echter Oberschlesier einen echten Polen nur mit Mühe verstehen kann.





Oberschlesien nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Furchtbar waren die Folgen des Dreißigjährigen Krieges auch für Oberschlesien, welches damals schon unter österreichischer Oberhoheit stand und daher ebenso zu leiden hatte wie alle übrigen deutschen Länder. Ein älterer Geschichtschreiber schildert die schreckliche Verwüstung Schlesiens durch diesen Krieg mit folgenden Worten: „Abwechselnd von kaiserlichen, schwedischen und anderen Truppen fast immer gleich feindlich behandelt, war das Land beinahe zur Einöde geworden. Außer Breslau gab es keine Stadt in Schlesien, die nicht einmal wäre genommen worden. Herzergreifend, ja fürchterlich muß der Anblick gewesen sein, den das teure Vaterland beim Ende dieses Krieges darbot. An die Ruinen fast menschenleerer Städte reihten sich eingäscherte Burgen und Dörfer in grauenvoller Zerstörung. Die Saatzfelder waren unbaut, auf den ehemals wuchernden Fluren wuchs Unkraut und wildes Gestrüpp, getränkt von dem Blute erschlagener Landbewohner. War auch hie und da eine Hütte stehen geblieben, so

war ihr Fußboden gewiß benezt von den heißen Zähren der Familie, welche, mit dem bittersten Mangel kämpfend, sah, wie die erst kürzlich bebauten Fluren von der rohen Schar der Wüterihe zertreten wurden.“

Wie sehr diese Schilderung auch für Oberschlesien zutrifft, beweisen schon die Angaben über einige Orte. Cosel z. B. hatte vor dem Kriege 4000 Einwohner, nach demselben nur 1200 bis 1300. Im Jahre 1626 wurde die Stadt von Mansfeldschen und bald darauf wieder von Wallensteinschen Truppen genommen, 1642 von den Schweden geplündert und niedergebrannt. Ähnlich erging es vielen anderen ober Schlesischen Städten. Das Kloster Himmeliß wurde von den Schweden geplündert und angezündet. Die Bibliothek und alle Merkwürdigkeiten des Klosters wurden ein Raub der Flammen. Auch das Kloster in Rauden wurde ausgeplündert, gebrandschaft und glich einer Ruine. Die Städte und Dörfer an der polnischen Grenze wurden von den Kosaken geplündert, die unter dem Vorwande, dem Kaiser helfen zu wollen, in Schlesien einfielen. Eine der schlimmsten Begleiterscheinungen des schrecklichen Krieges aber war die Pest, die Tausende und Abertausende dahinraffte. So starben in Neiße im Jahre 1633 4372 Menschen an dieser furchtbaren Krankheit. Viele Bewohner ließen, von Not und Verzweiflung getrieben, ihr Hab und Gut im Stiche und wanderten nach Polen aus, das von dem Kriege verschont geblieben war.

Die vielen Bauerngüter, die im Laufe des Krieges theils durch Auswanderung, theils durch Aussterben ihrer Besitzerfamilien herrenlos geworden waren, wurden von den Grundherren eingezogen und entweder den Vorwerken zugeschlagen oder mit Robotgärtnern besetzt.

Durch letzteres Verfahren wurde die Zahl der abhängigen Leute noch vermehrt.

Jahrzehnte vergingen, bis die Landwirtschaft sich nach dem furchtbaren Kriege auch nur einigermaßen erholte. Ueberall fehlte es an arbeitsfähigen Händen, an Saatgut und an Vieh. Das wenige Volk, das in verfallenen Hütten, in Höhlen und sonstigen Schlupfwinkeln hauste, war verwildert und der Arbeit entwöhnt; das neue Geschlecht aber, das während des Krieges herangewachsen war, kannte überhaupt keine geregelte Arbeit und wußte nicht einmal, wie es vor dem Kriege im Lande zugegangen war. Es hatte von den rohen Soldaten das Rauben und Plündern gelernt und zog dieses Handwerk jeder ordentlichen Arbeit vor. Dieses Volk mußte erst an ein geregeltes Leben, an Arbeit und Ordnung gewöhnt werden, und das war um so schwerer, als Räuberbanden, die sich aus den entlassenen Truppen gebildet hatten, das Friedenswerk fortgesetzt störten.

Während in Brandenburg der Große Kurfürst unermüdlich tätig war, seinem ebenfalls schrecklich verwüsteten Lande möglichst bald aufzuhelfen, was ihm vor allem dadurch gelang, daß er Saatgetreide und Vieh aus anderen Ländern herbeischaffen und unter seine Untertanen unentgeltlich verteilen ließ, geschah solches seitens der kaiserlichen Regierung nicht, und so mußte man sich in Oberschlesien selbst helfen, wie man konnte. Daher kam es, daß sich das Land nur langsam erholte.

Erst unter dem aufgeklärten Kaiser Josef I., der von 1705—1711 regierte und sich mehr um die Regierungsgeschäfte kümmerte als sein Vorgänger, erhielt Schlesien einige Vergünstigungen, die auch der Landwirtschaft zugute kamen, doch waren das nur Tropfen auf einen heißen Stein.

Schrecklich für die schlesische Landwirtschaft war auch der Sommer des Jahres 1736. Ein Geschichtsschreiber berichtet über ihn: „Vom 10. Mai bis 22. Juli regnete es mit Ausnahme zweier Tage und eines halben unaufhörlich 73 Tage lang. — Alle, selbst die kleinsten Flüsse traten aus ihren Ufern, die Feldfrüchte verdarben, und Pest und Hungersnot erhöhten das Elend, welches bis zum Frühjahr 1737 dauerte. Manche, die sich geschämt hatten, zu betteln, starben in ihren Häusern, noch häufiger fand man auf Wegen und Landstraßen Fremdlinge liegen, die nach den größeren Städten Schlesiens strömten, unterwegs aber aus Mattigkeit und Hunger starben. Ja, es sind mehrere Beispiele vorhanden, daß Eltern ihre Kinder geschlachtet, um sich vor dem Hungertode zu schützen.“ (J. A. F. Schreiber, Geschichte Schlesiens.)

214 Jahre hatte Schlesien unter böhmischer und österreichischer Regierung gestanden. Die Landwirtschaft war in dieser langen Zeit nicht nur keinen Schritt vorwärts gekommen, sondern infolge des Dreißigjährigen Krieges fast gänzlich vernichtet worden. Irgend welche Unterstützung erfuhr sie seitens der kaiserlichen Regierung nicht. Nur immer drückendere Steuern wurden ihr wegen der unaufhörlichen Kriege, die die Kaiser führten, auferlegt. So haben z. B. die Türkenkriege Schlesien mehrere Millionen gekostet, und es wurden neben der Grundsteuer, den Steuern von Lebensmitteln, auch Kopfgelder — ein gewisser Betrag für jeden einzelnen Menschen — und Steuern von den verschiedensten Gebrauchsgegenständen, sogar von Stiefeln, Schuhen und Pantoffeln, erhoben. Im Jahre 1645 hatte Kaiser Ferdinand III. die Fürstentümer Oppeln und Ratibor an das regierende Haus in Polen gegen eine alte Schuld

und gegen ein neues Darlehen verpfändet, und erst Kaiser Leopold I. löste sie im Jahre 1664 wieder ein. Daß die Pfandinhaber darauf bedacht waren, aus den verpfändeten Gebieten möglichst hohe Zinsen herauszubekommen, versteht sich von selbst.

Nur dem oberschlesischen Bergbau waren zu jener Zeit sorgsame Förderer erstanden und zwar in Fürsten aus dem Hause Hohenzollern, die als Herren des Fürstentums Beuthen und anderer Gebiete etwa hundert Jahre lang in Oberschlesien herrschten, bis der letzte von ihnen, Johann Georg, als Anhänger der Reformation des Landes verlustig wurde. Der Kaiser nahm es ihm weg und gab es einem anderen. Erst nach etwas mehr als hundert Jahren bemächtigte sich wieder ein Hohenzoller, Friedrich der Große, des Landes Schlesien, und nun begann eine bessere Zeit auch für die oberschlesische Landwirtschaft.



Die oberschlesische Landwirtschaft unter preußischer Herrschaft.

1. Friedrich der Große.

Friedrich der Große hatte schon als Kronprinz Verstandnis und Interesse für die Landwirtschaft gewonnen, denn sein sparsamer Vater, der von Kunst und Wissenschaft nichts hielt, sorgte dafür, daß sein Sohn vor allem das lernte, was nützlich und gewinnbringend ist. So mußte denn der Kronprinz zunächst bei der Küstriner Domänenkammer arbeiten, d. h. bei der Bewirtschaftung der dortigen Güter behilflich sein, und dann das Gut Ruppin, das der Vater ihm geschenkt hatte, unter dessen Leitung bewirtschaften. Und der junge Landwirt erzielte so gute Erfolge, daß der Vater ihm nun volles Vertrauen schenkte und ein schwieriges Geschäft, den Ankauf von Gütern, übertrug. Auch auf den vielen Reisen, die der königliche Vater durch sein Land machte, um selbst nach dem Rechten zu sehen, mußte der Sohn ihn begleiten; hierbei hatte dieser Gelegenheit genug, die Arbeit und die Erfolge tüchtiger und schlechter Landwirte zu sehen und zu beurteilen.

Was Friedrich als Prinz gesehen und gelernt hatte, das zu verwerten hatte er als König reichlichste Gelegenheit.

Durch die Kriege, die er um Schlesien führen mußte, wurden seine Länder, und Schlesien ganz besonders, furchtbar verwüstet. Hilfe tat an allen Ecken und Enden not, und Friedrich, den als Helden die ganze Welt bewunderte, brachte sie mit Rat und Tat. Mit demselben Eifer, derselben Selbstaufopferung, derselben Energie und mit demselben Scharfblick, die er auf den Schlachtfeldern bekundet hatte, ging er auch an das Vollbringen eines riesigen Friedenswerkes, das nicht minder bewundernswert ist als die ruhmvollen Taten, die er als Kriegsheld vollbracht hat. Saß er nicht am Schreibtisch, um Verordnungen, Vorschriften und Ratschläge zu geben und die eingegangenen Eingaben, Rechnungen und dergleichen zu prüfen, dann saß er im Wagen, um seine Länder zu bereisen, selbst zu sehen, was not tut und selbst zu raten und zu helfen. Und nichts entging seinem scharfen Blick, weder das Gute noch das Schlechte. Das eine lobte er, und das andere tadelte er; hier sprach er Mut und Trost zu, dort rügte er die Verzagttheit und Nachlässigkeit. Wo aber mit Worten, Ratschlägen und Verordnungen allein nicht zu helfen war, dort tat er seine milde Hand auf und half mit Geld und mit Zuwendung von Vieh und Saatgut. Und für all das Gute, das er tat, wollte er nicht einmal ein Wort des Dankes hören. „Ihr habt nicht nötig,“ sprach er zu den Abgesandten aus Greiffenberg, die gekommen waren, ihm für den Wiederaufbau des abgebrannten Städtchens zu danken, „euch dafür bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Untertanen wieder aufzuhelfen, dafür bin ich da.“



Friedrich der Große

Das erste, was er für Schlesien nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges tat, war, daß er dem Lande die Steuern auf sechs Monate erließ; ferner schenkte er den Landwirten 1700 Pferde zum Ackerbau, und da es ihnen auch an Saatgetreide fehlte, ließ er seine wohlgefüllten Getreidespeicher öffnen und das Getreide theils an die Armen verschenken, theils an die Minderbemittelten zu mäßigen Preisen verkaufen. An barem Gelde flossen der Provinz in kurzer Zeit gegen drei Millionen Taler als Gnadengeschenk zu. Viele Städte, die in dem langen Kriege besonders gelitten hatten, ließ Friedrich wieder aufbauen; in Oberschlesien waren es in erster Reihe Oberglogau und Ratibor, die statt der früher hölzernen Häuser nun solche von Mauersteinen und Ziegeln erhielten, dazu auch schöne gerade Straßen.

Durch den Krieg hatten auch die Grundherren sehr gelitten; ihre Güter waren hoch verschuldet und die Zinsen außergewöhnlich hoch. So mancher von ihnen war nahe daran, sein Gut ganz zu verlieren. Friedrich griff auch hier helfend ein, indem er im Jahre 1770 die *Schlesische Landschaft* gründete, die noch heute ein Segen für die Großgrundbesitzer ist. Ihre wesentliche Einrichtung besteht darin, daß sämtliche Großgrundbesitzer der Provinz einen Verband bilden und mit ihren Grundstücken für die Schulden der Mitglieder Bürgschaft leisten. Jeder kann seinen Grundbesitz bis zur Hälfte, ja sogar bis $\frac{2}{3}$ des Wertes beleihen und zahlt nicht mehr als 3 bis $3\frac{1}{2}$ Prozent Zinsen. Friedrich streckte der Landschaft 20 000 Taler vor und bald fanden sich Reiche genug, die ihr ihr Geld anvertrauten, weil es dort durchaus sicher untergebracht war. Die Geld leihenden Grundbesitzer stellten Schuldscheine aus, die anfangs auf Pergament (Tierhaut, zum Schreiben zugerichtet),

geschrieben waren und deshalb lederne Briefe hießen; heute sind sie unter dem Namen Pfandbriefe allgemein bekannt. Wer sein Geld sicher unterbringen will, kauft solche Pfandbriefe und verwahrt sie entweder selbst, oder läßt sie von einer Bank aufbewahren. Die Zinsen sind jedem Pfandbrief für längere Zeit in Form von Kupons oder kleinen Scheinen beigelegt, die am Fälligkeitstage, dem Tage, an dem sie zu zahlen sind, abgetrennt und wie bares Geld verausgabt werden können. In dem Jahre 1872 wurde den Landschaften das Recht verliehen, auch bäuerliche Besitzungen zu beleihen, so daß jetzt auch der kleinere Besitzer dieselben Vorteile genießt.

Friedrich der Große begnügte sich nicht allein damit, die Schäden der Kriege gutzumachen, sondern er war auch nach Kräften bemüht, der Landwirtschaft von Grund aus aufzuhelfen.

Zunächst suchte er die Landwirte zu bewegen, ihre Felder besser zu bestellen und ertragfähiger zu machen. Zu diesem Zwecke empfahl er die Benutzung des *Tiefpfluges*, der so eingerichtet war, daß er tief in den Boden eindrang, weil die polnischen Bauern zu leicht, nicht selten sogar noch mit dem hölzernen Pfluge pflügten. Sie taten es theils aus Bequemlichkeit, theils in dem Glauben, daß bei tiefem Pflügen die fruchtbare Ackerkrume im Boden verschwinde und dann für die Ernährung der Pflanzen nicht so gut zur Geltung komme, als wenn sie hübsch oben bleibe. Heute weiß jeder verständige Landwirt, daß nur eine genügend *dicke Ackerkrume* die Pflanzen reichlich mit Nahrung versorgen kann, und daß die Pflanze um so kräftiger und widerstandsfähiger wird, je tiefer ihre Wurzeln in *fruchtbare* Erdreich dringen können. Eine dicke und fruchtbare Ackerkrume kann aber nur durch tiefes

Pflügen und reichliches Düngen geschaffen werden. Dort, wo die bäuerlichen Felder zerstreut durcheinander lagen, und das war in Oberschlesien häufig der Fall, ordnete Friedrich die *Zusammenlegung* (Separation) der Grundstücke an. Jeder Besitzer erhielt dabei für die vielen kleinen Grundstücke, die er bis jetzt besaß, seinen Grund und Boden möglichst in einem Stück oder doch nur in wenigen Stücken zugemessen, ohne daß seine Besitzung an Wert einbüßte. Dadurch wurde viel an unnützen Rainen und Wegen gespart und eine bessere und leichtere Bearbeitung der Grundstücke ermöglicht.

Nicht minder wichtig wie diese Maßregel war die Aufhebung der sogenannten „*Gemeinheiten*“. Sie waren zweifacher Art. Zur ersten Art gehörten die Gemeindeweiden, große Acker und andere Grundstücke, die der Gemeinde insgesamt gehörten und von jedem einzelnen Gemeindemitgliede als Viehhütung benutzt werden konnten. Durch das gemeinsame Hüten wurde die Grasfläche nicht gehörig ausgenutzt, denn jeder ließ sein Vieh gehen, wohin es gerade wollte, und so wurde durch das Vieh mehr Gras zertreten als gefressen.

Die zweite „*Gemeinheit*“ bestand im gemeinsamen Hüten des Viehes auf den Feldern und Wiesen nach der Ernte; auch der Grundherr hatte das Recht, seine Schafe auf den abgeernteten Grundstücken der Gemeindemitglieder hüten zu lassen. Durch diese *Gemeinheit* wurde ein rechtzeitiges Bestellen der Grundstücke verhindert, weil jeder mit der Ackerbestellung warten mußte, bis man mit dem Viehhüten aufgehört hatte.

Die erste „*Gemeinheit*“ wurde nun durch eine Teilung der gemeinsamen Hutungsflächen beseitigt, und zwar wurde der Teilung die Stückzahl des Viehes, das jeder

einzelne auf der Gemeindegütung zu hüten berechtigt war, als Maßstab zugrunde gelegt. Je mehr Vieh also einer hüten durfte, desto größer war auch die Fläche, die er erhielt. Auch die Häusler, die keine Grundstücke besaßen, aber das Recht hatten, ein oder etliche Stück Vieh auf die Gemeindegütung zu treiben, erhielten je ein Stück von der Hutungsfläche. Nach der Teilung konnte jeder mit seinem Stück tun, was er wollte; er konnte es weiter als Hütung benutzen oder auch zu Acker oder Wiese machen, und letzteres geschah wohl in vielen Fällen. So wurden die oft ganz bedeutenden Hutungsflächen viel besser ausgenutzt als früher.

Die zweite „*Gemeinheit*“ wurde beim Zusammenlegen der Grundstücke abgeschafft, und jeder durfte nun mit der Feldbestellung beginnen, wann es ihm beliebte. Die Grundherren wurden für das Recht, ihre Schafe auf den Gemeindegutstücken hüten zu dürfen, bei der Teilung der Gemeindegütung entschädigt, indem sie ein Stück derselben erhielten.

Friedrich regte auch die Einführung der *Vierfelderwirtschaft* statt der *Dreifelderwirtschaft* an, weil jene vorteilhafter war als diese. Die *Dreifelderwirtschaft* bestand darin, daß alljährlich $\frac{1}{3}$ der gesamten Ackerfläche einer Besingung brache oder unbebaut lag, $\frac{1}{3}$ mit Winterfrucht (Roggen und Weizen) und das letzte Drittel mit Sommerfrucht (Hafer und Gerste) bebaut war. Bei der *Vierfelderwirtschaft* dagegen entfiel nur $\frac{1}{4}$ der Ackerfläche auf die Brache, die übrigen $\frac{3}{4}$ waren mit Winter- und Sommerfrüchten bestellt. Während also bei der *Dreifelderwirtschaft* ein Ackerstück schon jedes dritte Jahr brache lag und keine Ernte brachte, geschah dies bei der *Vierfelderwirtschaft* erst jedes vierte Jahr. Das Bracheliegen des Ackers hatte den Zweck, ihn aus-

ruhen zu lassen, damit er Kräfte sammle für die neue Ernte. Es mußte damals geschehen, weil man wegen Stroh mangels und wegen des lange andauernden Hütens des Viehes nicht über genügenden Dünger verfügte. Der Stroh mangel rührte zumeist daher, daß ein Ackerstück in drei Jahren nur zwei Ernten brachte. Durch die Teilung der Gemeindegütung und die Beseitigung des



Landbewohner aus der Umgegend von Neiße im 18. Jahrhundert
Neiße und Umgegend waren zu jener Zeit schon deutsch.

gemeinsamen Stoppelhütens wurde das Viehhüten etwas eingeschränkt, das Vieh blieb länger im Stalle als früher. Es gab mehr Dünger, und die Felder brauchten nur jedes vierte Jahr brache zu liegen, ohne daß die Ernten geringer wurden. Auch für weitere Verbreitung des Kartoffelbaues sorgte der König, denn es gab immer noch Leute genug, die gegen die Kartoffeln eine Abneigung hatten, weil sie glaubten, daß ihr Genuß der Gesundheit schädlich sei. Ebenso bemühte er sich um den

Anbau von Klee und Lupinen als Futterpflanzen, wodurch das Bracheliegen der Felder immer mehr eingeschränkt werden konnte, weil diese und ähnliche Futterpflanzen dem Boden viel Nahrungskräfte zuführen, die sie aus der Luft saugen.

Da viele Grundherren ihre Untertanen immer noch hart bedrückten und von ihnen rein willkürlich, wie es



Volkstrachten aus der Umgegend von Oppeln im 18. Jahrhundert
Sie sind echt polnisch, weil sich zu jener Zeit in Oppeln und Umgegend der deutsche Einfluß noch wenig geltend machte.

ihnen paßte, Leistungen beanspruchten, die oft über die Kräfte der Leute gingen, setzte der König unter dem 12. Dezember 1784 die sog. Urbarien-Kommission ein, die den Zweck hatte, die Dienste, die jeder Untertan seiner Herrschaft zu leisten hatte, genau zu ermitteln und schriftlich festzustellen, damit sowohl

die Herren als die Untertanen genau wüßten, wie sie zu einander standen.

Sehr gern hätte Friedrich d. Gr. die Leibeigenschaft ganz abgeschafft, doch scheiterten seine Bemühungen nicht nur an dem Widerstande der Grundherren, die ihre Rechte den Untertanen gegenüber entweder gar nicht oder nur gegen übermäßige Entschädigung preisgeben wollten, sondern auch an dem Unverstande der Untertanen, die da glaubten, ihre Verpflichtungen ohne jede Entschädigung loswerden zu können. So kurz und bündig konnte aber sogar ein Friedrich d. Gr. die Sache nicht erledigen, denn, wer Verpflichtungen hat, muß sie eben erfüllen oder sich von ihnen loskaufen. Das wird auch heute nicht anders gemacht. Auch hatte der König bei einem Versuch, den er mit der Abschaffung der Leibeigenschaft im Amt Balster in der Neumark angestellt hatte, eine ungünstige Erfahrung gemacht. Die meisten Bauern verkauften nämlich, nachdem sie frei geworden waren, ihr Hab und Gut und zogen davon, um einen besseren Erwerb zu suchen.

So beschränkte sich denn Friedrich darauf, das Los der Bauern zu erleichtern, indem er sie vor Willkür und vor rücksichtsloser Ausnutzung ihrer Arbeitskräfte schützte. „Es sollen durchaus keine Anlagen (Verpflichtungen) gemacht werden“, befahl er, „wobei der Untertan nicht bestehen kann“. — „Seine Majestät wissen, daß eins der Dinge, welche dem Bauersmann zu hart und ganz unerträglich fallen, die schweren Dienste seien, welche dieselben tun müssen, wobei mehrtheils vor den Gutsherren wenig Nutzen, vor den Bauersmann aber sein gänzlicher Verderb augenscheinlich herauskommt. — Die Sache muß so eingerichtet werden, daß, anstatt daß der Bauer jetzt die ganze Woche hin-

durch dienen muß, derselbe die Woche über nicht mehr als drei oder vier Tage zu Hofe dienen dürfe. Es wird dieses zwar anfangs etwas Geschrei geben; allein da es vor den gemeinen Mann nicht auszustehen ist, wenn er wöchentlich fünf oder sechs Tage dienen soll, so muß darunter einmal durchgegriffen werden, und werden alle vernünftigen Gutsherren sich hoffentlich wohl erkommandieren (dareinsinden), da sie in der That ersehen werden, daß der Bauer, wenn er sich ein wenig wieder erholt hat, in den wenigen Tagen ebensoviel oder vielleicht noch mehr und besser arbeiten wird, als er vorher in den vielen Tagen getan!“

Das waren wahrhafterlösende Worte; leider sind sie nicht überall beherzigt worden und am allerwenigsten in Oberschlesien, wo deutsches Wesen und deutsche Art noch zu wenig verbreitet, die einheimischen Sitten aber noch zu rauh waren, um diesen königlichen Worten den Weg ebnen zu können.

Konnte der König auf den Gütern der Gutsherren das Los der Untertanen nicht so erleichtern, wie er es wünschte, so tat er es auf den königlichen Domänen, wo er der Herr war, um so mehr. Dort führte er die Erblichkeit der Bauerngüter ein, d. h. die zu den Ämtern gehörigen Bauernhöfe wurden erbliches Eigentum der Besitzer und gingen von den Eltern auf die Kinder über. Auch duldete er dort keine Mißhandlung der Bauern seitens der Beamten und Pächter und verfügte, daß jeder Beamte, der einen Bauern mit dem Stocke schlage, ohne Gnade auf sechs Jahre auf Festung gebracht werden solle. Diese Strenge schreckte natürlich auch die selbständigen Gutsherren, und sie wußten wohl, daß sie beim König in

Unnade fallen würden, wenn er erführe, daß sie ihre Hofleute hart behandeln.

Friedrich d. Gr. sorgte ferner für eine gerechte Verteilung der Abgaben, die in Schlesien noch von der österreichischen Herrschaft her für den kleinen Mann sehr drückend waren. Zwar hatte Kaiser Karl VI. eine gleichmäßige Verteilung der Landeslasten vorbereitet, und das Land hatte schon eine Million Gulden für die Vorarbeiten zahlen müssen, doch hatte die für die Regelung der Steuern eingesetzte Kommission die Vorarbeiten immer noch nicht vollendet. Friedrich ließ diese Vorarbeiten genau untersuchen, und ehe zwei Jahre vergingen, war er am Ziele. Nun hatte jeder Landwirt nach der Größe und dem Werte seiner Besizung die Steuern zu zahlen; keiner wurde bevorzugt und keiner benachteiligt. Die Städter aber zahlten ihre Accise oder Verbrauchssteuer, Steuern von den Verbrauchsgegenständen, die ebenfalls gerecht verteilt waren, indem die entbehrlichen Gegenstände höher besteuert wurden als die unentbehrlichen, der Schnaps z. B. höher als das Brot.

Bei der Durchführung aller seiner Maßnahmen, die lediglich für das Wohl des Volkes berechnet waren, stieß Friedrich auf viele Hindernisse, die Unversand und nicht selten auch böser Wille ihm in den Weg setzten. Daher tat er alles, was möglich war, um die Bildung des Volkes zu heben und seine Sitten zu veredeln, denn er wußte wohl, daß nur ein aufgeklärtes und wohlgesittetes Volk für einen gesunden Fortschritt zu haben sei. Er gründete Volksschulen, die gerade in Oberschlesien noch sehr spärlich vertreten waren, und sorgte gleichzeitig für eine Verbesserung der Lehrmethode — der Art und

Weise zu unterrichten — und für eine bessere Besoldung und Vorbildung der Lehrer.

Der große König sorgte aber nicht nur für die Verbesserung der Landwirtschaft, er sorgte auch für ihre Ausbrettung, namentlich in Oberschlesien, wo es noch Flächen genug gab, die bebaut werden konnten. Er tat das, indem er nach dem Vorbilde der ehemaligen schlesischen Herzöge Einwanderer ins Land rief, die er als Kolonisten in verschiedenen Gegenden ansässig machte. Soweit es ging, bevorzugte er deutsche Einwanderer, weil es ihm auch darauf ankam, durch die Vermischung der Deutschen mit den Polen die rauhen Sitten der letzteren durch die besseren Sitten der ersteren zu veredeln und der deutschen Sprache unter den Polen Eingang zu verschaffen; auch schätzte er die Deutschen als tüchtige Landwirte und erwartete von ihnen, daß sie der einheimischen Bevölkerung in der Bearbeitung des Bodens mit gutem Beispiel vorangehen würden. Er war auch bemüht, verschiedene deutsche Volksstämme ins Land zu bekommen, weil jeder Volksstamm seine besonderen Erfahrungen in der Landwirtschaft hatte. Die Württemberger z. B. setzte er auf schweren Boden, weil sie solchen zu bebauen verstanden; die Holländer wieder, die in der Viehzucht besonders erfahren waren, setzte er dorthin, wo sich diese mit gutem Erfolge betreiben ließ; die Pfälzer wieder waren tüchtige Gärtner, und er verteilte sie so, daß sie in verschiedenen Gegenden im Gartenbau anregend wirken konnten, denn es lag ihm viel daran, auch diesen zu heben und zu verbreiten.

Jeder Kolonist erhielt ein Haus mit Stall und Scheuer nebst 12 bis 20 Morgen Rodeland oder Wald, den er austoden mußte, ein Stück Wiese, einen Morgen Garten-

land und das nötige Vieh. Die Gebäude waren in der Regel aus Holz aufgebaut, das im Ueberfluß vorhanden war, zeichneten sich jedoch von den polnischen Hütten sowohl hinsichtlich ihrer Größe als auch ihrer Anlage und Einrichtung sehr vorteilhaft aus. Wie mangelhaft die Wohnungen zu jener Zeit in Oberschlesien noch waren, ersieht man schon daraus, daß sie noch keine oder nur hölzerne Rauchfänge (Schornsteine) hatten. Erst auf Friedrich d. Gr. strenge Befehle wurden sie nach und nach durch steinerne ersetzt. Auch die an die Wohnhäuser angeklebten Backöfen mußten verschwinden, weil sie häufig die Ursache großer Brände waren, die nicht selten ganze Orte einäscherten.

Kolonien der bezeichneten Art wurden zuerst in königlichen Forsten und auf königlichen Domänen errichtet, soweit es der Raum und die Rücksicht auf die Forstwirtschaft gestatteten. Dann wurden auch die Grundherren aufgemuntert, auf ihren Besitzungen ähnliche Kolonien anzulegen. Für jede vorschriftsmäßig angelegte und mit dem nötigen Zubehör, Vieh und Ackergeräten, ausgestattete Kolonistenstelle erhielt der Grundherr eine Beihilfe von 150 Talern aus der königlichen Kasse. Auch die sog. Häusler- und Angerstellen ließ Friedrich d. Gr. in den Dörfern vermehren und gewährte auch hier den Grundherren Unterstützungen von 70—100 Talern für jede einzelne neu errichtete Stelle. Dadurch kamen neue Arbeitskräfte ins Dorf, die die Landwirtschaft nötig brauchte. Eine Kolonie sollte nicht weniger als 6 Stellen umfassen, doch wurden in der Regel Kolonien von 10 bis 20 Stellen angelegt. Jeder Kolonist wurde Eigentümer der Stelle und blieb von herrschaftlichen Diensten frei, in den ersten Jahren auch von allen Steuern und Abgaben. Nach Verlauf der Freijahre



Friedrich Wilhelm II.

zahlte er nur einen geringen Grundzins an den Grundherrschaften und eine mäßige Nahrungssteuer.

Auf diese Weise entstanden in den ausgedehnten Waldungen des Kreises Oppeln z. B. 33 Kolonien; davon waren 22 mit deutschen*), 8 mit polnischen und 3 mit tschechischen Kolonisten besetzt. Im Kreise Cosel wurde Gnadenfeld von den mährischen Brüdern gegründet, und im Kreise Pleß entstand Neu-Anhalt, das die evangelischen Bewohner von Seifersdorf bei Bielitz anlegten, die von ihrer dortigen Guts herrschaft hart bedrückt wurden und es daher vorzogen, sich auf preussischem Gebiete niederzulassen.

Die Kolonien hatten in ihrer Mehrzahl den Fehler, daß sie zu klein waren und wegen Mangels an deutschem Gottesdienst und an deutschen Schulen zum Teil ihren deutschen Charakter einbüßten, d. h. polnisch wurden.

2. Friedrich Wilhelm II.

Friedrich der Große hatte in so hervorragender Weise für die Landwirtschaft gesorgt, daß das, was sein Nachfolger in der verhältnismäßig kurzen Zeit seiner Regierung für sie tun konnte, sehr gering erscheint. Er mußte sich in der Hauptsache darauf beschränken, die Maßnahmen seines großen Vorgängers, soweit sie in ihrer Ausführung noch nicht vollendet waren, zu beenden, ihre Wirkung abzuwarten und ihre etwaigen Nachteile und Schärpen zu beseitigen und zu mildern. Daß auch er ein warmes Herz für die Landwirtschaft hatte, bewies er

*) Die 22 deutschen Kolonien sind: Blumental, Fintenstein, Gräfenort, Heinrichsfelde, Hüttendorf, Königshuld, Malapane Eisenwerk, Neuwedel, Plümtenau, Podewils, Schulenburg, Seidlitz, Süßenrode, Tauensteinow, Zedlitz, Antonia, Carmerau, Derichau, Georgenwerk, Kupferberg, Neu-Kupp, Münchhausen. Davon sind die letzten sieben polnisch geworden.

besonders bei wirtschaftlichen Notständen und schweren Heimsuchungen, bei Mißernten, Ueberschwemmungen u. dergl., deren Folgen er durch namhafte Unterstützungen zu mildern suchte.

Friedrich Wilhelm III.

Dieser König hatte von vornherein die Absicht, die Leibeigenschaft abzuschaffen, „damit alle wohlthätigen



König Friedrich Wilhelm III. von Preußen

Folgen der gesetzmäßigen Freiheit eintreten und der freigewordene Untertan mit Dankbarkeit und Liebe stärker an sein Vaterland und dessen rechtmäßige Verfassung angeheftet werde, als es war.“ Der König hatte also erkannt, daß nur ein freier Mann sein Vaterland voll und

ganz lieben und die Geseze gern beachten könne. Doch kannte er auch die Schwierigkeiten, die sich ihm bei der Verwirklichung der edlen Absicht in den Weg stellen würden. Hatte doch sogar Friedrich d. Gr. nicht gewagt, die Leibeigenschaft abzuschaffen. Der König zögerte daher und wartete eine günstige Zeit und Gelegenheit ab.

Nach dem unglücklichen Kriege mit Napoleon 1806/7 konnte der König nicht länger zögern. Denn sollte sein aus tausend Wunden blutendes Land wieder gefunden, dann mußte vor allem sein Volk frei sein, frei von der drückenden Knechtschaft, die kein kräftiges fröhliches Schaffen, keinen Sinn für edle hohe Ziele, für Bildung und Fortschritt aufkommen ließ. Und der König fand in den Ministern vom Stein und Hardenberg Männer, die nicht nur so dachten wie er, sondern auch die Kraft und Befähigung besaßen, das große Werk der Volksbefreiung durchzuführen. Man überstürzte sich jedoch nicht, sondern ging schrittweise vor, und das war gut, denn jedes gute Ding will seine Zeit haben.

Um die Maßnahmen, die zur Befreiung des Volkes nach und nach getroffen wurden, besser zu verstehen und zu würdigen, müssen wir beachten, daß die Abhängigkeit und die Lasten des Volkes doppelter Art waren: sie betrafen einerseits die Person und andererseits das Hab und Gut, vor allem den Grundbesitz der Untertanen. Die Person war abhängig, denn sie durfte nicht tun, was sie wollte, nur was der Herr erlaubte. Der Grundbesitz war abhängig, denn er durfte nicht verkauft, ja, nicht einmal vererbt werden ohne Einwilligung des Gutsherrn, außerdem war er mit schweren Abgaben und anderen Verpflichtungen belastet. So vielseitige und tiefeingewurzelte Zustände und Verhältnisse mit einem Male, durch einen Federstrich, zu beseitigen,



Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom Stein

ging nicht an, sollte nicht dem Volke und den Guts-herren großer Schaden zugefügt werden. Weisheit, Vorsicht und Festigkeit waren nötig, um das Volk aus dem dornigen Gestrüpp der Knechtschaft unbeschädigt in das lichte sonnige Feld der Freiheit zu führen. Diese Arbeit glich in mancher Beziehung der Tat des Moses, der das Volk Israel aus der ägyptischen Gefangenschaft durch das Rote Meer und die Wüste in das Gelobte Land führte.

Eingeleitet wurde das Werk der Volksbefreiung durch eine Königliche Verordnung vom 9. Oktober 1807.

Sie hieß:

„Edikt über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend“.

Es war aus der Erwägung hervorgegangen, „daß die vorhandenen Beschränkungen teils im Besitze und Genusse des Grundeigentums, teils in den persönlichen Verhältnissen des Landarbeiters der Wiederherstellung der Kultur eine große Kraft entziehen.“ Wie sehr diese Erwägung berechtigt war, ersieht man zum Teil aus einer Schilderung, die ein Geschichtsschreiber aus jener Zeit über die Gesinnung und Arbeitsleistung des damaligen Landarbeiters gibt. Er schreibt: „Bei dieser veränderten Lage (der Aufhebung der Leibeigenschaft) haben die Gutsbesitzer selbst nichts verloren, sondern mit ihren Untergebenen zugleich gewonnen. Denn die Lasten, welche den Bauern auferlegt waren, waren groß und drückten schwer; aber der Gutsherr hatte davon, genauer betrachtet, doch nur sehr geringen Ge-

winn. Dies ist leicht zu erkennen, wenn wir diese Verhältnisse uns nur vergegenwärtigen. Wir wollen sie einmal betrachten! Der Bauer hat einen Hofetag. Er findet sich am Hofe des Herrn ein; nicht zu früh, denn wozu sollte er sich übernehmen? (überanstrengen) Mit Lust geht er doch nicht an die Arbeit, und hört er auch Vorwürfe, er nimmt sie mit größter Gleichgültigkeit



Karl August, Fürst von Hardenberg

hin, denn er ist ihrer ja gewohnt und gegen sie schon abgestumpft: sie wirken nicht auf ihn. Am Hofe erfährt er, wohin er fahren soll mit seinem Gespann; vielleicht auf Felder, eine halbe oder auch wohl eine ganze Meile weit, manchmal auch noch weiter. Nur geht er an die Arbeit, aber nur langsam; es ist, als schlichen die Pferde, und doch haben sie nicht schwere Lasten zu ziehen, denn wenn auch wirklich der Wagen beladen ist, eine große Last ist nicht darauf, man könnte eben so viel allenfalls auch auf

einem Schiebkarren fortbringen. Kommt er endlich auf den bestimmten Acker, wie lange dauerts, so ist der Mittag da, eine lang ausgedehnte Ruhestunde für ihn und sein Vieh. Dann geht's gemächlich wieder an die Arbeit. Es wird nicht viel getan, so kommt der Abend und der Bauer kehrt heim. Sollte ihm bezahlt werden, was er verdient hat, so würde er kaum wenige Groschen erhalten; und wie hat er gearbeitet? Statt tief zu pflügen, wie sich gehört, hat er den Boden nur oberflächlich aufgerührt; statt rührig zu graben oder zu hacken, stützt er sich, wenn ihn nicht fortwährend jemand treibt, auf seine Schaufel und starrt bewußtlos (stumpfsinnig) vor sich hin; statt einen Baum zu fällen durch kräftige Hiebe, läßt seine matte Hand die Art kraftlos herabgleiten, als sollte dem Stamm kein Leid widerfahren u. s. w. Daher kommt es, daß man eine Arbeit, die gemächlich und mit Unlust verrichtet wird, einen *Hofedienst* nennt. — Wie gering ist also der Gewinn des Hofetages für den Gutsherrn! Wie ganz anders mußte es werden, wenn die Hofedienste abgelöst und in bestimmte Abgaben umgewandelt wurden! Jetzt läßt der Gutsherr den Boden bearbeiten durch Leute, die bei ihm in Brot und Lohn stehen, und die fleißig sein müssen, wenn sie nicht weggeschickt werden wollen; alle Verrichtungen können mit mehr Einsicht betrieben werden, und aus dem Grund und Boden läßt sich bei besserer Bearbeitung auch mehr Gewinn ziehen. Das ist also ein Vorteil für den Gutsherrn. Und der Bauer? — Dieser erhält sein eigenes Stück Feld, das er zu bebauen hat; ist er träge in seinem Werke, so kann er nichts vor sich bringen, und dies ist ein Schaden, den er sehr bald fühlen muß; ist er dagegen eifrig vom frühen Morgen bis zum späten Abend, so kommen die Früchte seines Fleißes ihm zu Gute, und

es ist ihm die Möglichkeit eröffnet, durch seiner Hände Arbeit sogar zu Wohlstand zu gelangen. So ist auch sein Los verbessert.“

Die Unhaltbarkeit der durch die Leibeigenschaft gezeitigten Zustände in einem Staate, der aus tausend Wunden blutete, war außer dem Könige und seinen Rathgebern auch allen wohlgesinnten Untertanen einleuchtend; daher kam es, daß auch viele Grundherren das Befreiungswerk des Königs mit Freuden begrüßten; ein großer Teil derselben freilich stand diesem Werke mißtrauisch gegenüber und suchte es zu vereiteln, zu verschieben oder doch wenigstens die größten Vorteile aus ihm zu ziehen.

In dem oben genannten Edikt war zuerst verkündet, daß jeder Einwohner des preussischen Staates zum Besiz von Grundstücken aller Art berechtigt sei, „der Edelmann zum Besiz bürgerlicher und bauerlicher Güter, der Bürger und Bauer auch zum Besiz adliger Grundstücke. Alle Vorzüge, welche bei Gütererbschaften der adlige vor dem bürgerlichen Erben hatte, fielen weg. Jeder Edelmann war nun ohne jeden Nachteil seines Standes befugt, bürgerliche Gewerbe zu treiben, z. B. Handel, Handwerk usw.“; jeder Bauer wurde berechtigt, in den Bürgerstand, jeder Bürger, in den Bauernstand überzutreten. „Die Teilung veräußerlicher Grundstücke wurde freigegeben“, jedes verkaufte Grundstück durfte also auch geteilt werden. Nach Veröffentlichung dieser Verordnung sollte fernerhin kein Untertänigkeitsverhältnis mehr entstehen, „weder durch Geburt, noch durch Heirat, noch durch Uebernahme einer untertänigen Stelle, noch durch Vertrag“. Und was die Hauptsache war: mit dem

Martinitage, dem 11. November 1810, sollte alle Gutsuntertänigkeit im preußischen Staate aufhören. Nach diesem Tage sollte es nur freie Leute geben. Doch sollten alle Verbindlichkeiten, „die ihnen als freien Leuten vermöge des Besitzes eines Grundstücks, oder vermöge eines besonderen Vertrages oblagen“, in Kraft bleiben. Viele Bauern und Hofegärtner hatten diese Verordnung mißverstanden und glaubten, auch aller Verbindlichkeiten gegen die Herrschaft ohne Ausnahme los zu sein und verweigerten nicht nur die Hofdienste, sondern auch die Leistung aller sonstigen an den Gutsherrn zu entrichtenden Abgaben.

Um weiteren Mißverständnissen vorzubeugen, erließ der König unterm 8. April 1809 eine Erklärung jenes Gesetzes, aus welcher klar und deutlich hervorging, was als aufgehoben zu erachten sei, und welche Verpflichtungen bestehen bleiben sollten. Aufgehoben war vor allem: das dem Gutsherrn zustehende Recht, für die Loslassung aus der Erbuntertänigkeit Loslassungsgelder zu fordern; das Recht des Gutsherrn, zu verlangen, daß alle Kinder der Untertanen drei Jahre lang auf dem herrschaftlichen Hofe dienen sollten. Ferner das Recht, von den auswärts dienenden Untertanen für die Erlaubnis, außerhalb des Dorfes sich Unterhalt zu suchen, ein bestimmtes Schutzgeld zu fordern; das Recht, jedweden Untertan nach zurückgelegtem vierundzwanzigsten Jahre zur Annahme einer dienstpflichtigen Stelle im Dorfe zu zwingen; das Recht, zu bestimmen, welches unter mehreren Kindern die von den Eltern nachgelassene bäuerliche Stelle in der Erbschaft übernehmen solle u. a. m. Aufgehoben waren demnach alle aus der persönlichen Untertänigkeit hervorgehenden Ver-

pflichtungen und Lasten. Dagegen blieb jeder Dorfeinwohner nach wie vor verbunden, „alle und jede auf seinem Besitze haftenden gutsherrlichen Dienste, Abgaben und Lasten, namentlich alle Hand- und Spanndienste, desgleichen auch alle Geld-, Getreide- und sonstige Naturalzinsen und Leistungen in der nämlichen Art, wie er solche dem Gutsherrn seither zu leisten und zu entrichten verpflichtet war“, zu leisten und zu entrichten.

Frei waren also nur die Personen, nicht aber auch die Grundstücke. Den Personen wurde die Freiheit ohne jede Entschädigung an die Gutsherrschaft gegeben, die Lasten, die auf den Grundstücken ruhten, konnten dagegen nur gegen eine Entschädigung abgelöst werden. Ähnlich ist es heute noch: wenn z. B. auf einem Grundstücke eine Schuld lastet, dann wird sie erst gelöscht, wenn sie bezahlt ist.

Nur von einer drückenden Last wurden die Bauern befreit; von der Vorspannpflicht. Sie war in sofern sehr lästig, als der Bauer zu jeder Zeit, auch wenn er dringende Arbeiten in seiner Wirtschaft zu besorgen hatte, anspannen mußte, wenn ein auf Reisen befindlicher königlicher Beamter dies verlangte, um ihn weiter zu befördern. Auch wurden die sog. Zwangs- und Bannrechte aufgehoben, welche die Bauern verpflichteten, ihr Getreide bei einem bestimmten Müller mahlen zu lassen und das Bier und den Branntwein für ihren Bedarf ebenfalls von bestimmten Brauern und Brennern zu beziehen. Nun konnten sie ihr Getreide dorthinfahren und ihr Bier und ihren Branntwein dort kaufen, wo es ihnen gefiel, und für ihr gutes Geld auch gute Ware verlangen.

Den Dienstboten wurde durch eine Gesindeordnung geholfen, durch die sie ebenfalls frei wurden. Sie standen jetzt zu ihrer Herrschaft in keinem Untertänigkeitsverhältnis, sondern in einem geregelten Vertragsverhältnis. Gesah es nun dem einen oder dem anderen bei einer Gutsherrschaft nicht, so konnte er, nachdem er gekündigt hatte und die Kündigungsfrist abgelaufen war, bei einer andern Gutsherrschaft in Dienst treten, wie es noch heute der Fall ist.

Bei allen diesen Maßnahmen war der König mit gutem Beispiel vorangegangen, indem er auf sämtlichen königlichen Domänen schon am 1. Juni 1808 die Erbuntertänigkeit aufhob. Dadurch wurden nicht weniger als 47 000 Bauern freie Besitzer ihrer Grundstücke, deren Gesamtfläche 195 Quadratmeilen umfaßte.

Nachdem durch die bisherigen Maßnahmen vor allem die Erbuntertänigkeit und was mit ihr zusammenhängt, beseitigt worden war, ging der König im Jahre 1811 einen Schritt weiter, indem er unter dem 14. September d. J. einen Erlaß veröffentlichte, der die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betraf und den Zweck hatte, die Bauern und Gärtner auch von den Dienstleistungen zu befreien und ihnen freies Verfügungsrecht über ihr Eigentum einzuräumen. Dafür sollten sie von ihrem erblichen Besitz ein Drittel und vom Pachtlande die Hälfte an die Grundherrschaft abtreten, über die ihnen noch verbleibenden Grundstücke aber frei verfügen können, außerdem sollten sie auf das Anrecht, aus dem herrschaftlichen Walde Bau- und Brennholz und Waldstreue unent-

geltlich zu entnehmen und ihr Vieh daselbst zu hüten, verzichten.

Zur Ausführung dieser Verordnung wurde für jede Provinz eine General- oder Hauptkommission*) eingesetzt, der wieder Unterkommissionen zur Erledigung der Geschäfte an Ort und Stelle unterstanden. Was also die Generalkommission beschloß — gewöhnlich war ihr Sitz die Hauptstadt der Provinz — hatte die Unterkommission an dem Orte, den die Sache betraf, auszuführen, indem sie mit dem Grundherrschaften und den Untergebenen unterhandelte und eine Einigung zwischen beiden Parteien zustande zu bringen suchte.

Die folgenden Kriegsjahre — 1813/14 — brachten die Ausführung jener Verordnung ins Stocken, denn sowohl die Regierung als auch das Volk hatten vollauf zu tun, den mächtigen Feind aus dem Lande zu jagen.

Erst im Jahre 1816 erschien wieder eine nähere Anweisung der Regierung, die das Befreiungswerk in Fluß brachte. Da man jedoch früher auf große Schwierigkeiten gestoßen war, beschränkte man sich jetzt zunächst auf die Regelung der Angelegenheiten der spannfähigen Wirtschaften, d. h. der Wirtschaften, die mit Hilfe von Gespannen, Pferden oder Zugochsen, bearbeitet wurden.

Unter dem 7. Juni 1821 erschien wieder eine Ablösungsordnung, nach der die Dienstleistungen in eine Geldzahlung oder Rente — kleine jährliche Abzahlung — umzuwandeln waren. Das war wieder ein Fortschritt, denn es war den Besitzern kleiner Wirtschaften ange-

*) Eine solche Kommission bestand aus dem Vorstehenden, der gewöhnlich dem Richterstande entnommen war und mehreren Feldmeistern und Personen, die der Landwirtschaft kundig waren.

nehmer, ihre Verpflichtungen gegen Geldzahlungen loszuwerden, als von ihrem kleinen Grundbesitz einen Teil abzutreten. Gleichzeitig wurde eine *Gemeinheitsteilung* angeordnet, wie sie schon Friedrich d. Gr. angeregt hatte, durch die alle Grundstücke, Hutungen u. dergl., die von den Gemeindeangehörigen *gemeinsam* benutzt wurden, an die Berechtigten verteilt wurden.

Trotz des guten Willens der Regierung behielten die Ablösungsarbeiten nach wie vor einen schleppenden Gang. Es lag das zum Teil an den Grundherren, die es immer noch nicht übers Herz bringen konnten, auf ihre alten Herrscherrechte zu verzichten, teils auch an den bisher dienstpflchtigen Landwirten, denen die Entschädigungen, die sie leisten sollten, zu hoch erschienen. Die meisten von ihnen, besonders die kleinen Besitzer, die 6, 8, 12 Morgen Land besaßen, sollten auch in der Tat sehr schlecht wegkommen, denn traten sie ein Drittel oder die Hälfte ihrer Grundstücke als Entschädigung an die Grundherrschaft ab, so blieb ihnen nicht soviel übrig, sich und die Familie ernähren zu können; willigten sie dagegen in eine Geldrente als Entschädigung ein, dann wurde ihr Besitztum so sehr belastet, daß sie auch dann mit Not zu kämpfen hatten. Nur ungern wollten sie auch auf ihr Recht, den herrschaftlichen Wald — Bauholz, Brennholz, Waldstreue und Hutung — verzichten, weil für sie dieses Recht sehr wertvoll war. Die Gutsherren dagegen bestanden auf der Beseitigung dieses Rechtes, damit ihre Wälder nicht beschädigt würden. So gerieten die meisten kleinen Leute durch die Ablösung in eine mißliche Lage. Ihr Grund und Boden konnte sie nicht ganz ernähren und Gelegenheit zur lohnenden Beschäftigung gab es damals nur wenig. Denn die Industrie, die heute Millionen Arbeiter beschäftigt und sie auch angemessen be-

zahlen kann, war damals erst im Entstehen begriffen, und die Landwirtschaft konnte zu jener Zeit noch keine hohen Löhne zahlen. Daher kam es, daß viele kleine Grundbesitzer den alten Zustand der Untertänigkeit dem neuen Zustande der persönlichen Freiheit vorzogen und in die Ablösung überhaupt nicht willigen wollten. In vielen Fällen kam es zu heftigen Streitigkeiten zwischen den Grundherren und den kleinen Landwirten, und die regulierenden Kommissionen hatten ihre Not, die Streitenden zu beschwichtigen. Nicht selten wurde sogar der König selbst von der einen oder der anderen Partei, die sich benachteiligt glaubte, um Schutz und Hilfe angerufen*).

So ging das Regulierungsverfahren seinen Schnecken-
gang weiter und beschränkte sich fast nur auf die größeren Bauern. Daher kam es, daß bis zum Jahre 1848 in Oberschlesien erst 4300 fast nur größere Bauernhöfe freies Eigentum ihrer Besitzer geworden waren, wogegen 28—29 000 handdienstpflchtige Besitzer immer noch nicht wußten, woran sie waren. Erst dieses Revolutionsjahr

*) Gewöhnlich wurden von der Gemeinde, die benachteiligt zu sein glaubte, Abgesandte gewählt, die dem Könige die Bitte der Gemeinde schriftlich überbrachten und in der Residenz den Bescheid abwarteten. So wurde auch mein Großvater mit einem zweiten Abgesandten von der Gemeinde G. im Kreise Gr.-Strehlitz zum Könige nach Potsdam geschickt, um ihm in der Ablösungssache ein schriftliches Bittgesuch zu überreichen. Die beiden legten den weiten Weg zu Fuß zurück. Der deutschen Sprache waren sie nicht im geringsten mächtig, nur die beiden Wörter „Böhm“ und „Brot“ kannten sie und damit halfen sie sich durch, obgleich sie zumeist deutsche Orte zu durchwandern hatten. Als sie in Potsdam anlangten, war der König gerade auf längere Zeit verreist; sie konnten daher ihr Bittgesuch nur einem Beamten überreichen und mußten ohne Bescheid heimkehren, weil ihnen ihre Mittel nicht gestattet hätten, längere Zeit in Potsdam zu verbleiben. Mein Großvater hat noch in seinem hohen Alter mit großem Interesse von der Ablösung erzählt, und ich habe einige seiner Angaben bei der obigen Darstellung verwendet.
Der Verfasser.

rüttelte die Beteiligten auf, und nun ging das Ablösungswerk im rascheren Schritt vorwärts.

Die unsterblichen Verdienste, die sich König Friedrich Wilhelm III. durch die Abschaffung der Erbuntertänigkeit und damit durch die Befreiung von zwei Dritteln seiner Untertanen aus drückender Abhängigkeit erworben hatte, vervollständigte er durch Einführung des Provinziallandtages, die durch Gesetz vom 5. Juni 1823 erfolgte. In den Provinziallandtag entsenden sämtliche Stände der Provinz, insbesondere der Großgrundbesitz, die Landbevölkerung und die Städte, ihre Vertreter, die gemeinschaftlich über das Wohl und Wehe der Provinz beraten und geeignete Maßnahmen sowohl zur Beseitigung von Mißständen als auch für eine gesunde Entwicklung sämtlicher Erwerbszweige treffen.

Der Landtag der Provinz Schlesien tritt alle 2 Jahre in Breslau zusammen, und die Landwirtschaft hat ihm manche Förderung zu verdanken.

4. Friedrich Wilhelm IV.

Wie schon aus den obigen Ausführungen zu ersehen ist, wurde die Ablösung erst unter diesem Könige beendet. Er suchte sie nach Möglichkeit zu beschleunigen und gab zu diesem Zwecke unter dem 2. März 1850 ein Gesetz, durch das auch die Härten, die die Regulierung für den kleinen Mann mit sich brachte, gemildert wurden. Damit bewies der edle König, wie sehr ihm das Wohl seiner Untertanen und besonders der kleinen Landwirte am Herzen lag.

Endlich war das langwierige, die Gemüter erziehende Ablösungsverfahren beendet. Mit ihm war an vielen Orten auch das Landumlegungsverfahren oder die Sepa-



Friedrich Wilhelm IV.

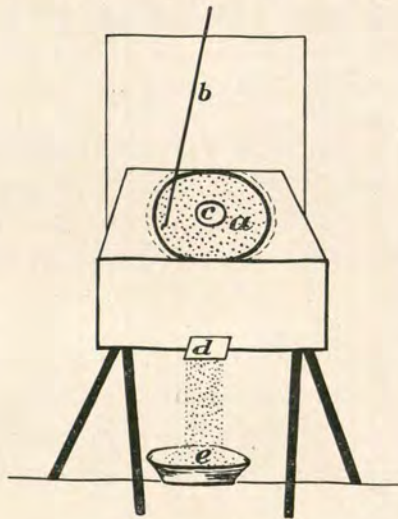
ration und die Gemeinheitsteilung, deren wir schon gedacht haben, Hand in Hand gegangen. Das Landumlegungsverfahren, das schon Friedrich d. Gr. angeregt hatte, findet noch heute dort statt, wo die Ackerparzellen durch Teilung der Wirtschaften zu klein geworden sind und sich schwer bearbeiten lassen. Die Teilung der b ä u e r l i c h e n B e s i z u n g e n unter zwei oder gar mehrere Kinder ist in Oberschlesien eine alte Sitte, oder besser gesagt, Unsitte. Sie bestand schon unter den piastischen Herzögen, erzeugte Zwietracht unter den teilenden Geschwistern und brachte viel Unheil über das Land. Sie zersplittert den kleinen Grundbesitz mehr und mehr und vermindert seine Leistungsfähigkeit. Beim G r o ß g r u n d b e s i z kommt eine solche Teilung fast gar nicht vor. Die meisten großen Landgüter sind M a j o r a t e. Jedes von ihnen muß nach einer Bestimmung eines ihrer früheren Besitzer auf den ä l t e s t e n Sohn oder, wenn Söhne nicht vorhanden sind, an den nächsten Verwandten des letzten Besitzers u n g e t e i l t übergehen. Daher bleibt der Großgrundbesitz ungeschwächt fortbestehen, was ihm nicht zum Nachteil gereicht. In den deutschen Gegenden werden auch die bäuerlichen Besitzungen nicht geteilt, sondern im Ganzen vererbt. Entweder erhält der älteste (Majorat) oder der jüngste (Minorat) die ungeteilte Wirtschaft. Dadurch wird der Bauernstand kräftig und leistungsfähig erhalten.

Wie sah es nach den großen Umwälzungen um die oberschlesische Landwirtschaft aus? Zuerst wußte niemand so recht, was er sollte, denn sowohl die Grundherren als auch der kleine Landmann standen neuen Verhältnissen gegenüber. Sie bedurften erst der nötigen Erfahrung und Sammlung, sich zurecht zu finden. Der Großgrundbesitzer, der bisher nicht besorgt zu sein brauchte, wer

seine Felder bestellen würde, mußte jetzt darauf bedacht sein, die nötigen Arbeitskräfte anzuwerben. Zum größten Teil waren es ja dieselben Arbeitskräfte wie früher, die sich bei ihm meldeten, doch waren es keine Leibeigenen mehr, sondern freie Leute, die nicht nur eine bessere Bezahlung, sondern auch eine bessere Behandlung als früher beanspruchten. Nach und nach gewöhnten sich beide Teile auch unter den neuen Verhältnissen an einander, und der Gutsherr konnte bald sehen, daß die freien Arbeiter, sobald sie besser, menschenwürdiger behandelt wurden, auch mit mehr Lust und Liebe an die Arbeit gingen als früher, wo der eiserne Zwang, das harte Wort sie dazu trieb; er konnte bald sehen, wie infolge der gründlicheren und pünktlicheren Arbeit seine Wirtschaft besser gedieh. Nun hatte er auch mehr Interesse, mehr Gefallen an ihr als ehemals, wo alles im alten Gleise einherging und jeder Fortschritt, jede Entfaltung erschwert war. Da der Großgrundbesitzer jetzt höhere Löhne zu zahlen hatte als zur Zeit der Leibeigenschaft, mußte er darauf bedacht sein, der Wirtschaft höhere Erträge abzurufen. Er führte bessere Ackergeräte ein, suchte den Boden besser zu bestellen und auszunutzen, und die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, Getreide, Kartoffeln und Rüben, besser zu verwerten, indem er mehr Vieh hielt, es mästete und dann zu guten Preisen verkaufte. So herrschte bald auf allen Dominien neues, frisches Leben. Der Wohlstand hob sich und gestattete dem Herrn und seinen Arbeitern, ein menschenwürdigeres Dasein zu führen.

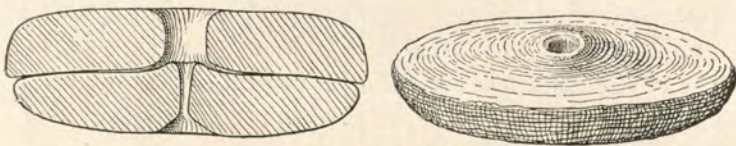
Ungünstiger war die Lage der kleinen Grundbesitzer. Sie waren es bisher gewohnt, sich vom „Herrschaftlichen“ zu nähren und hatten ihre eigenen Grundstücke vernachlässigt. Nun sollten sie sich selbst helfen, den wenigen

Morgen, die ihnen als freies Eigentum verblieben waren, den Unterhalt für die oft zahlreiche Familie abgewinnen. Das schien manchem unmöglich, und doch ging es, denn



Handmühle

Das Volk war damals sehr anspruchslos. Kartoffeln und Kraut waren seine Hauptnahrungsmittel; wenn diese gediehen, gab es keine Not. Brot wurde nur wenig



Mahlsteine (a. Boden und Laufstein, b. Bodenstein) $\frac{1}{10}$

genossen, und was für Brot! Mit den wenigen Scheffeln Korn, die der Acker brachte, mußte gar sparsam umgegangen werden. Da wurden denn von Zeit zu Zeit

einige Handvoll Körner auf der Handmühle zerrieben, und der so gewonnene Schrot diente teils zur Zubereitung des „Zur“, einer Mehlspeise von gesäuertem Teig, mit Kartoffeln, die gewöhnlich zum Frühstück und zum Abend genossen wurde, teils zum Backen der Placki (sprich Placki!). Das waren flache Brötchen, die von etwas Teig und geriebenen Kartoffeln hergestellt und auf der Ofenplatte gebacken wurden. Zum „Fettmachen“ der Speisen diente in der Regel Leinöl, denn Flachs baute damals jedermann an, um Garn zur Leinwand für den eigenen Bedarf zu gewinnen, und kleine Oelmühlen gab es fast in jedem größeren Orte.

Die wenigen Rührer, die der kleine Landwirt halten konnte, wurden zur Bearbeitung des Ackers verwendet und gaben bei dem mageren Futter, das ihnen gegeben werden konnte — Klee bauten nur die größeren Besitzer an — nur wenig Milch, weshalb die gewonnene Butter für die ganze Familie nicht ausreichte. In den meisten Fällen aber mußte sie der Bauer verkaufen, um die Barauslagen bestreiten, Kleider, Geräte u. s. w. kaufen zu können. Auch Fleisch genoß der kleine Landmann nur selten, gewöhnlich nur an Sonn- und Feiertagen, denn die Schweine, die er zog, mußte er ebenfalls verkaufen. Ein Schweinschlachten, das sich heute auch Arbeiter leisten können, gab es damals bei den kleinen Grundbesitzern höchst selten, nur ein Spanferkel (ein noch saugendes Ferkel) wurde hie und da zum Sonntag gebraten. So anspruchslos wie in der Nahrung war man auch in der Kleidung. Grobe Leinwand, die man oft selbst webte, oder zu der man wenigstens das fertige Garn lieferte, und Tuch, das damals auch in Oberschlesien vielfach fabriziert wurde, waren die wichtigsten Stoffe, aus denen Männer und Frauen ihre Kleider fertigten oder fertigen

ließen. Der „gute Anzug“, das „gute Kleid“, die man sich zur Trauung anschaffte, reichten in den meisten Fällen bis zum Tode des Eigentümers oder der Eigentümerin hin und diente ihnen gewöhnlich auch als Totenkleid. Nur ein Genußmittel war damals schon unter dem sonst so anspruchslosen Volke stark verbreitet: der unglückselige Fusel, der heute noch so verheerend wirkt! Bei Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbnissen und anderen Festlichkeiten wurde er in großen Mengen genossen, und auch Frauen sprachen ihm nicht selten tüchtig zu. Wenn wir bedenken, daß dem Volke damals edlere Genußmittel und Vergnügungen als Bier, Kaffee, Tee, Bücher, Theatervorstellungen u. s. w., nicht zugänglich waren, weil sie viel Geld kosteten, und daß es das Bedürfnis hatte, sich in seiner gedrückten Lage auch einmal einige frohe Stunden zu bereiten, dann finden wir eine Erklärung dafür, daß sich das Laster der Trunksucht so stark einbürgern konnte.

Die traurige Lage des obereschlesischen Landvolkes wurde damals noch verschlimmert durch verschiedene schwere *H e i m s u c h u n g e n*. In den Jahren 1825, 1826 und 1830 waren es die schwarzen *P o c k e n*, die in Oberschlesien an vielen Orten auftraten. Im Jahre 1831 kam aus dem benachbarten Rußland und Galizien noch ein schlimmerer Gast, die *C h o l e r a*, die zuerst einzelne Orte der Kreise Pleß und Beuthen aufsuchte, sich dann aber auch in den Kreisen Ratibor, Cosel, Oppeln, Neustadt, Leobschütz und Neisse verbreitete und von Anfang Juli 1831 bis Ende Februar 1832 allein 1085 Menschen dahinraffte. Doch war dies erst der Anfang der schrecklichen Seuche, die schon im Juli 1832 im Neisser und Grottkauer Kreise mit größerer Heftigkeit wieder auftrat, in ihrem unaufhaltsamen Laufe auch den Neustädter, Leobschützer, Tost-Gleiwitzer, Beuthener, Coseler

und Falkenberger Kreis ergriff und bis Januar 1833 abermals 1485 Menschen tötete. Im September 1836 wütete die schreckliche Krankheit wiederum und zwar nicht nur in den zuletzt genannten Kreisen, sondern auch im Rosenberger, Rybniker und Groß-Strehlitzer Kreise. Diesmal erlagen ihr 1801 Menschen. Auch in den Jahren 1848/49 und 1855 forderte sie viele Opfer. Auch ansteckende nervöse *F i e b e r k r a n k h e i t e n* herrschten von jeher besonders in den Kreisen Pleß und Rybnik; sie wurden verursacht durch die schlechten Wohnungen und die mangelhafte Ernährung.

Das schrecklichste Jahr war 1848. Schon die Jahre 1844, 45 und 46 brachten ungünstige Ernten; im Jahre 1847 aber wurde durch Ueberschwemmung der größte Teil der Ernte vernichtet, und es herrschte *H u n g e r s n o t*, zu der sich der *H u n g e r t y p h u s* gesellte. Besonders heimgesucht waren die Kreise Pleß und Rybnik; aber auch in den Kreisen Ratibor, Tost-Gleiwitz, Beuthen, Lublinitz und Rosenberg vernichteten Hunger und Krankheit viele Tausende. Im ganzen waren damals in Oberschlesien an den Folgen der Hungersnot gegen 80 000 Menschen erkrankt und gegen 16 000 gestorben. Der Kreis Pleß verlor 10 % seiner Bevölkerung. Erst als die Regierung den Umfang des Notstandes über sah und helfend eingriff, wobei sie durch die Mildthätigkeit des deutschen Volkes kräftig unterstützt wurde, wich das Unheil allmählich, bis man endlich Ende April 1848 der Seuche Herr wurde. Seit jener Zeit hat die Regierung den nothleidenden Kreisen ihre besondere Fürsorge geschenkt, und diesem Umstande ist es hauptsächlich zu verdanken, daß die Not, die dort auch später, besonders im Jahre 1880, ihr Haupt wieder erhob, bei weitem nicht mehr so verheerend wirken konnte, wie im Jahre 1848.

Noch ein anderer unheimlicher Gast ängstigte die Oberschlesier damals wiederholt: die *Rinderpest*, die ebenfalls aus Polen und Galizien eingeschleppt wurde und unter den Viehständen große Verheerungen anrichtete, die umso empfindlicher waren, als damals noch keine Viehversicherungen bestanden. Die größten ansteckenden Krankheiten dieser Art herrschten in den Jahren 1827/28, 29/30, 31/32, 38/39 und 59/60.

Endlich waren es die *Ueberschwemmungen*, die das Maß des Unglücks in jener Zeit oft zum Ueberlaufen brachten. Sie beschränkten sich nicht nur auf das Odergebiet, sondern gingen auch von den Nebenflüssen des schlesischen Stromes aus; nicht selten waren es sogar die kleinsten und unansehnlichsten Gewässer, die Verheerungen und Schrecken verbreiteten. Die schlimmsten Ueberschwemmungen fanden statt: im Juni 1821, April 1826, Juni und Juli 1829, März und April 1830, September 1831, September 1833, Juli und August 1860; die schrecklichste aber war die im August 1854. Sie zerstörte nicht nur den größten Teil der Ernte, sondern auch die Brücken, Wege und viele Gebäude. Am härtesten betroffen waren die Kreise Oppeln, Groß-Strehlik, Cosel und Ratibor. In dieser Not war es wieder das ganze preussische Volk, das den unglücklichen Oberschlesiern hilfreich beistand, und mit ihm wetteiferte der hochherzige König Friedrich Wilhelm IV., der persönlich in Oberschlesien erschien, um Trost, Rat und Hilfe zu spenden. Wahrlich, es war zu viel des Unglücks, das in jener Zeit die obereschlesische Landwirtschaft heimsuchte. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn in der Zeit von 1850—1880 in Oberschlesien 1806 Bauerngüter mit einer Bodensfläche von 49 523 Hektar verschwanden. Sie wurden verkauft, weil sich ihre Besitzer nicht behaupten

konnten, und teils geteilt, teils mit größeren Besitzungen vereinigt. So wie die Kinder Israels in der Wüste nach den Fleischtöpfen Aegyptens sich sehnten, als sie sich allerlei Entbehrungen und Heimsuchungen ausgesetzt sahen, so ersehnte damals mancher kleine Landwirt die Zeit der Untertänigkeit zurück, wo er als Hofmann vor Hunger und Not geschützt war.

Doch die Not lehrt nicht nur beten, sie lehrt auch arbeiten. Der kleine Landwirt, dem eben erst die Fesseln der Erbuntertänigkeit abgestreift worden waren, der geistig schlaff, unbeholfen und unselbständig war wie ein Kind, mag zuerst die Hände gerungen haben vor Verzweiflung und Ratlosigkeit, als die Wellen des Unheils ihn grausam umtosten. Doch, er faßte bald Mut. Im Vertrauen auf seinen Gott und seine Kraft begann er die Hände zu regen, dem Unheil zu trotzen, sein Hab und Gut gegen die Naturgewalten zu verteidigen, den vernachlässigten und verwüsteten Grund und Boden fleißig zu bestellen. Und er wirkte und hoffte nicht umsonst, denn nach Unglücksjahren kamen auch wieder bessere Jahre, wo er sich erholen und der Frucht seiner Arbeit erfreuen konnte. Und als er gar sah, wie die Landesregierung für ihn sorgte, wie sein König in den schwersten Stunden des Unheils ihm zu Hilfe eilte, wie das ganze preussische Volk ihm hilfreich die Hände reichte, da erkannte er, daß er nicht ganz verlassen da stand, daß er der Untertan eines Staates war, wo König und Volk treu zu einander halten auch in den Zeiten der größten Not; wo jedem das Seine zuteil wird und nicht zuletzt dem Unglücklichen und Notleidenden die Hilfe.

Wie der preussische Staat durch den unglücklichen Krieg 1806/7 und den schmachvollen Frieden zu Tilsit aufgerüttelt wurde aus dem Zustande der Schläffheit



und Mutlosigkeit zu neuem Leben und Streben; wie damals König und Volk sich aufrafften zum Kampfe für das Vaterland, bis sie endlich den glänzendsten Sieg errangen, so waren auch die vielen Prüfungen, die die oberschlesische Landwirtschaft in den angeführten Unglücksjahren zu bestehen hatte, für sie ein Ansporn zu neuem Schaffen und Streben. Sie erholte sich nach jedem Schicksalschlage wieder und, was die Hauptsache war: sie blieb nicht auf dem alten Standpunkte stehen, sondern machte Fortschritte, entwickelte sich in allen ihren Zweigen und wurde so widerstandsfähiger gegen weiteres Ungemach. Weisse Maßnahmen und Gesetze der Regierung unterstützten sie in ihrem Streben. Vor allem war die Erhaltung des Friedens, der König Friedrich Wilhelm IV. alle seine Sorge zuwandte, ihrem Gedeihen förderlich; nicht minder anregend wirkte auf sie die Verfassung, die der König im Jahre 1850 seinem Lande gab, und laut der auch die Landwirtschaft ihre Vertreter in das Abgeordnetenhaus schickte, die dort bei der Gesetzgebung mitwirkten.

Auch der Bau der Eisenbahn von Breslau—Ohlau nach Oppeln im Jahre 1843, die dann weiter nach dem oberschlesischen Industriebezirk geführt wurde, blieb nicht ohne Einfluß auf die Landwirtschaft. Sie konnte ihre Erzeugnisse schneller und billiger nach den bevölkerteren Bezirken schaffen und sie dort vorteilhafter verkaufen als früher, wo sie zum großen Teil auf die Nachbarstädte angewiesen war. Die größeren landwirtschaftlichen Betriebe aber machten sich bald die Kraft des Dampfes zu nütze, stellten in den Brennereien u. dergl. Dampfmaschinen auf und konnten nun billiger und erfolgreicher arbeiten. Ebenso übten die Industrie und die Erwerbstätigkeit, Handel und Gewerbe, die sich infolge der An-

regung, die die Eisenbahnen brachten, kräftig regten und entwickelten, auf die Landwirtschaft einen belebenden Einfluß aus. Sie lieferten ihr bessere Geräte, und ihre zahlreichen Arbeiter wurden gute Abnehmer der landwirtschaftlichen Erzeugnisse.

Aber noch von einer anderen Seite erhielt die Landwirtschaft zu jener Zeit eine kräftige Anregung: von seiten der Wissenschaft! Schon Friedrich Wilhelm III. hatte im Jahre 1804 den berühmten gelehrten Landwirt Albrecht Thaer aus Hannover berufen, der in Möglin, einem Dorfe im Regierungsbezirk Potsdam, eine höhere landwirtschaftliche Lehranstalt gründete und vieles, was die Gelehrten durch Erforschung der Natur und ihrer Kräfte gefunden hatten, für die Landwirtschaft nutzbar machte. Er lehrte z. B. die Landwirte, wie sie den Boden gründlich kennen lernen und in seine Bestandteile zerlegen können; er lehrte sie, welche Stoffe im Boden zur Ernährung der Pflanzen dienen; er lehrte sie auch die landwirtschaftlichen Pflanzen genau kennen und zeigte ihnen, aus welchen Stoffen jede einzelne von ihnen besteht u. s. w. Nun wurde es den Landwirten klar, auf welchem Boden sie die oder jene Pflanze anzubauen, und welche Dungstoffe sie ihr zuzuführen haben, wenn sie gut gedeihen soll. Die Folge dieser Erkenntnis war eine vernünftige Wechselwirtschaft oder Fruchtfolge. Hatte man bis jetzt z. B. mehrere Mal hintereinander Roggen auf einem Grundstück angebaut, weil es so vielleicht am bequemsten war, so tat man es nun nicht mehr. Denn jetzt erst wußte man, daß jede Pflanze besondere Stoffe zu ihrer Ernährung braucht: der Roggen andere als die Rübe, der Hafer andere als die Kartoffel usw. Sollen demnach alle Nährstoffe eines Grundstücks gleichmäßig aufgebraucht werden, so müssen verschiedene

Pflanzen hintereinander darauf angebaut werden. Man wußte aber auch jetzt, auf welche Weise man die einem Grundstück fehlenden Nährstoffe ihm am besten und schnellsten wieder zuführen kann. D. h., man verstand jetzt, den Boden besser und zweckmäßiger zu düngen und bediente sich außer der natürlichen auch der künstlichen Düngemittel. Auch die landwirtschaftliche Tierzucht verbesserte Thaer und machte sie nutzbringender. Insbesondere brachte er die Schafzucht zu hoher Blüte. Welchen Ansehens sich dieser gelehrte Landwirt erfreute, ersieht man schon daraus, daß sein hervorragendstes Werk: „Grundsätze der rationellen (vernünftigen) Landwirtschaft“ fast in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde. Wenn auch die Schule dieses hervorragenden Mannes nur von den Söhnen größerer Landwirte besucht werden konnte, und wenn auch seine Schriften nur von Gebildeten studiert und verstanden wurden, so wirkte das Beispiel seiner vielen Schüler im Betriebe der Landwirtschaft auch auf die kleinen Landwirte belehrend und anregend.

Auch unter den Bauern, die da gewohnt waren, nach der uralten, von den Vätern übernommenen Art zu wirtschaften, ohne Ueberlegung und ohne tieferes Verständnis, begann es allmählich zu dämmern, und das Morgenrot eines neuen, gesegneten Zeitabschnittes für die Landwirtschaft brach an. Damit das Licht der Wissenschaft sich auch in Oberschlesien mehr und mehr verbreiten konnte, gründete die Regierung die höhere landwirtschaftliche Lehranstalt zu Proskau, welche nach längerem Bestehen wieder aufgehoben wurde, und die Ackerbauschule zu Poppelau, Kreis Rybnik, die im Jahre 1857 eröffnet wurde und am 24. August 1907 das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens

feierte. Sie hat bisher gegen 1500 Landwirte ausgebildet, und darunter befinden sich viele, die aus dem Bauernstande hervorgegangen sind, und die in ihrer Heimat zur Verbreitung eines besseren Wirtschaftsverfahrens viel beitragen. Später sind noch landwirtschaftliche Winterschulen gegründet worden; von ihnen wird noch später die Rede sein.

Wilhelm I.

Wie wir im vorigen Abschnitt gezeigt haben, hatte die naturwissenschaftliche Forschung mit ihren überraschenden Entdeckungen und Erfindungen auf die Landwirtschaft umgestaltend und fördernd eingewirkt. In noch weit größerem Maße geschah dies auf dem Gebiete der Industrie und des Handels. Hier waren es besonders die Kräfte des Dampfes und der Elektrizität, die eine überaus schnelle Entwicklung und weite Ausdehnung der beiden Betriebszweige ermöglichten. Was früher Menschen-, Tier- und Wasserkräfte auf langsame und kostspielige Weise schafften, das bringen jetzt die Dampf- und elektrischen Maschinen viel schneller, besser und billiger zustande. Mußte früher z. B. das Eisen in der Hütte mit Menschenhand gehämmert und geformt werden, geschieht es jetzt mit der Kraft des Dampfes oder der Elektrizität. Gewaltige Hämmer und Walzen bewegen sich dort jetzt, um diese Arbeit zu verrichten, und eine leise Bewegung mit der Hand genügt, sie in Betrieb zu setzen. Mußten früher die Erzeugnisse des Gewerbefleißes und die Handelsgegenstände auf Lastwagen, die von Zugtieren fortbewegt wurden, oder auf schwerfälligen Rähnen von Ort zu Ort geschafft werden, so geschieht es jetzt durch schnell dahineilende Eisenbahnzüge und Dampfschiffe.

Das rasche Aufblühen des Handels und der Industrie hatte für die Landwirtschaft, die bis jetzt der vornehmste

und wichtigste Erwerbszweig war, auch unangenehme Folgen. Zuerst wurden ihr durch die beiden Erwerbszweige die besten Arbeitskräfte entzogen, denn Industrie und Handel werfen höhern Gewinn ab, als die Landwirtschaft und können daher auch höhere Löhne zahlen als diese. Zudem ist es heute auf Grund des Freizügigkeitsgesetzes jedem gestattet, Arbeit dort zu suchen, wo es ihm gefällt, und auch dort, wo er sie findet, zu wohnen. Es war daher ganz natürlich, daß ein großer Teil der Arbeiter der Landwirtschaft den Rücken kehrte und bei der Industrie Beschäftigung suchte. Infolge dieser Arbeiterabwanderung, die wir Landflucht nennen, trat immer größerer Arbeitermangel bei der Landwirtschaft ein, und sie hat noch heute unter ihm schwer zu leiden, obgleich die größeren Landwirte die fehlende Menschenkraft durch Maschinenkraft zu ersetzen suchen (Säemaschinen, Mähmaschinen, Dreschmaschinen u. s. w.). Eine zweite schwere Schädigung, die unsere Landwirtschaft infolge des raschen Aufblühens der Industrie und des Handels erfahren mußte, war der Wettbewerb oder die Konkurrenz vom Auslande her. Diese Erscheinung kam so zustande. Die deutsche Industrie und der deutsche Handel fanden für ihre vielen Erzeugnisse und Waren in Deutschland selbst keine genügenden Käufer mehr. Sie mußten sich daher nach einem weiteren Absatzgebiete umsehen, und das konnte nur das Ausland sein. Für Oberschlesien waren es das angrenzende Rußland und Oesterreich, die hierbei zuerst in Frage kamen. Sollten aber deutsche Erzeugnisse und Waren dorthin geschafft werden dürfen, dann mußte Deutschland ebenso gestatten, daß die Erzeugnisse jener Länder auch zu uns gebracht und hier verkauft werden durften. Das waren aber zumeist Erzeugnisse der Landwirtschaft, Getreide und Vieh, weil



Kaiser Wilhelm und der Schwabe

in jenen Ländern die Industrie noch wenig leistungsfähig war. Aber nicht nur aus Rußland und Oesterreich wurden landwirtschaftliche Erzeugnisse zu uns gebracht, sondern auch aus weiteren Ländern, aus Amerika, Indien u. s. w. Dieser Wettbewerb der ausländischen Landwirtschaft mit der deutschen brachte ein Sinken der Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse mit sich. Denn nicht genug dessen, daß nach Deutschland oft mehr Getreide eingeführt wurde, als es davon brauchte, konnte die ausländische Landwirtschaft trotz der weiten Entfernung ihre Erzeugnisse auch noch billiger liefern als die deutsche. Das lag wieder daran, daß im Auslande der Grund und Boden billiger und meist auch ergiebiger war als bei uns, und daß dort die Landwirtschaft noch billige und genügende Arbeitskräfte hatte. Es kamen wieder ungünstige Jahre für unsere Landwirtschaft, in denen so mancher brave aber schwachstehende Landwirt an den Bettelstab gebracht wurde.

Glücklicherweise hatte die Landwirtschaft in dem König und späteren Kaiser Wilhelm I. einen energischen Förderer und Beschützer. Er hatte ihre Bedeutung für das Gedeihen und die Sicherheit des Staates frühzeitig erkannt. Dieser Erkenntnis gab er schon bei der Uebernahme der Regentschaft in einer Ansprache an das Ministerium Ausdruck. Er nannte die Landwirtschaft die *G r u n d l a g e* des Wohles seines Landes, weil sie allein ein kräftiger, gesunder und sicherer Erwerbszweig sei, wogegen Handel und Industrie nichts Sicheres und Verlässbares seien.

Die deutsche Regierung schützte denn auch die heimische Landwirtschaft vor zu billigen Preisen ihrer Erzeugnisse, indem sie von den ausländischen landwirtschaftlichen Erzeugnissen an der Grenze einen Zoll oder eine Abgabe

erhob. Dadurch wurden sie entsprechend verteuert, und auch die Preise für die einheimischen landwirtschaftlichen Produkte gingen infolge dessen in die Höhe. Die auswärtigen Regierungen entschädigten sich für die Maßnahmen der deutschen Regierung dadurch, daß sie die Erzeugnisse der deutschen Industrie, die in ihre Länder eingeführt wurden, ebenfalls mit Zöllen belegten. Die Folge dieser Verteuerungen war, daß die deutschen Waren im Auslande nicht mehr so sehr begehrt wurden wie vordem. Das war den großen Kaufleuten und den Besitzern der Hütten und Gruben natürlich nicht gleichgültig. Sie machten der Regierung den Vorwurf, daß sie durch die Zölle dem armen Manne, dem Arbeiter, das Brot verteuere. Doch die Regierung ließ sich dadurch nicht stören. Sie blieb der Ueberzeugung, daß alle Erwerbszweige *g l e i c h m ä ß i g* geschützt werden müßten, und daß der Arbeiter, der der Landwirtschaft den Rücken gekehrt und sich der Industrie zugewandt habe, täglich einige Pfennige mehr für Brot und Fleisch zahlen könne, weil er bei der Industrie mehr verdiene. Auch wies die Regierung darauf hin, daß die Landwirtschaft ihre Arbeiter nur dann besser bezahlen könne, wenn sie ihre Erzeugnisse besser bezahlt bekomme.

Hand in Hand mit der deutschen Reichsregierung arbeitete die preussische Regierung für die Landwirtschaft. Sie schuf für die kleinen Landwirte die *P r o v i n z i a l - H i l f s k a s s e n*. Aus diesen Kassen erhalten die kleinen Landwirte zu niedrigerem Zinsfuß Geld geliehen. Die Hauptsache dabei aber ist, daß das Geld nicht auf einmal zurückgezahlt zu werden braucht. Die Rückzahlung erfolgt vielmehr in kleinen Beträgen oder Raten. Gewöhnlich betragen die Zinsen und die Rückzahlungs- oder Amortisationsraten nicht mehr als $5\frac{1}{2}\%$, und nach

25—30 Jahren ist in der Regel die ganze Schuld getilgt. Diese Einrichtung ist für die kleinen Landwirte von unschätzbarem Werte; sie hat schon Tausende von ihnen vor dem Bettelstabe bewahrt. Ehe sie bestand, waren die kleinen Landwirte, wenn sie Geld brauchten, meist *Wucherern* auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Das waren herzlose Menschen, die Geld gegen hohe Zinsen ausliehen und gewöhnlich darauf bedacht waren, ihre Schuldner um ihr Hab und Gut zu bringen. Das gelang ihnen auch in vielen Fällen, denn sie handelten sehr schlau. Kam ein bedrückter Landwirt zu einem solchen Geldmenschen, um Geld zu leihen, so zeigte sich dieser sehr freundlich und gutmütig. Er war sogar bereit, mehr zu leihen, als der Unglückliche brauchte, um ihn um so fester in seine Gewalt zu bekommen. Natürlich mußte ihm der Schuldner durch Ausstellung einer Hypothek sein Hab und Gut verpfänden. Konnte aber der Schuldner die hohen Zinsen nicht pünktlich bezahlen, wenn die Ernte vielleicht schlecht ausgefallen war, dann zeigte der Gläubiger ein anderes Gesicht. Er drohte mit Ründigung des Kapitals, mit Pfändung u. a. m. Der eingeschüchterte Schuldner war nun zu allem bereit. Er stellte über die fälligen Zinsen einen Wechsel aus, ließ zu der neuen Schuld bald die Zinsen zuschreiben, die recht hoch waren, und konnte nun wieder einige Monate frei atmen, bis der Zahlungstag kam. Der Zahlungstag kam sicher, nicht so sicher aber die Einnahme, auf die der Schuldner gerechnet hatte. Ein paar Schweine, die er verkaufen wollte, um die Wechselschuld zu bezahlen, waren erkrankt und verendet. Was nun tun? Mit pochendem Herzen ging der Unglückliche zu seinem Gläubiger und bat ihn um Stundung der Wechselschuld. Stirnrunzelnd hörte ihn dieser an. Er wollte von einer Verlängerung

der Zahlungsfrist nichts wissen, sondern drohte wieder mit dem Gerichte und dem Exekutor — jezt Gerichtsvollzieher. — Endlich ließ er sich erweichen. Aber, der Schuldner mußte außer den hohen Zinsen noch eine besondere Entschädigung für die Stundung zubilligen. Zinsen und Entschädigung wurden der alten Schuld zugeschrieben und über alles ein neuer Wechsel ausgestellt. Inzwischen wurden die neuen Zinsen fällig. Der Schuldner konnte nur einen Teil bezahlen, über den Rest nebst hohen Zinsen stellte er wieder einen Wechsel aus. So ging es weiter. Die Schuld wurde höher und höher, die Zahl der Wechsel größer und größer. Wie Schlangen legten sich diese langen Papierstreifen um das Hab und Gut des Schuldners und saugten ihm die letzte, die beste Kraft aus. Und der Schuldner hoffte und hoffte auf bessere Ernten, auf höhere Einnahmen, aber sie kamen und kamen nicht. Mißernten, Ueberschwemmungen, Krankheiten unter dem Vieh u. dergl. m. suchten den Unglücklichen heim. Endlich riß dem Gläubiger die Geduld, wie er sich ausdrückte. Der Schlaue, er hatte diesen traurigen Ausgang ja erhofft und erwünscht! Er rieb sich im Stillen vor Freude die Hände und griff nun zu, denn die Zeit seiner Ernte war gekommen. Jeder Wechsel, der nicht bezahlt war — und bei den meisten war es der Fall — wurde eingeklagt, und der Exekutor erschien alsbald im Hofe des Schuldners, um zu pfänden. Die besten Rühe, die Schweine u. s. w. wurden nach und nach hinausgeführt und verkauft. Zulezt wurde das Hauptkapital von dem herzlosen Gläubiger gekündigt, und da es nicht bezahlt werden konnte, die ganze Wirtschaft unter Subhastation oder Zwangsvollstreckung gestellt. Der Tag der Zwangsvollstreckung kam: Gläubiger und Schuldner erschienen vor Gericht, wo die Zwangsvollstreckung stattfinden

sollte. Der Gläubiger freute sich auf das Opfer, das ihm zufallen sollte, der Schuldner zitterte und — hoffte! Er hoffte zunächst, den Gläubiger erweichen zu können, und er bat ihn kniefällig, doch die Zwangsvollstreckung zurückzuziehen — doch umsonst. Nun hoffte er, daß ein anderer kommen und für sein Hab und Gut mehr bieten würde, als die Schuld betrug, damit wenigstens einige hundert Taler für ihn übrig blieben. Doch auch diese Hoffnung erfüllte sich nicht, denn damals war das Geld knapp, die Lust zum Grundstückskauf gering. Die Uhr schlug die Stunde, zu der die Zwangsvollstreckung stattfinden sollte. Dem Schuldner war zumute, als schlugе sein letztes Stündlein. Der Richter erschien und bot das Hab und Gut aus; der Gläubiger war der einzige, der darauf setzte, niemand überbot ihn. Es war ein leichter Kauf — ein leichtes Geschäft! Er kaufte das ganze Hab und Gut um eine noch geringere Summe als die Schuldsumme es war. Der Schuldner rang die Hände, umsonst! Für ihn fiel kein Pfennig ab — er blieb sogar noch weiter Schuldner des herzlosen Menschen, Schuldner der Summe, die ausgefallen, d. h. durch das Gebot des Gläubigers nicht gedeckt war, weil er weniger geboten hatte, als die Schuldsumme betrug. Zwar konnte ihm der Gläubiger nichts mehr wegnehmen, weil er nichts mehr hatte, er durfte aber auch in Zukunft nichts besitzen, nichts erwerben, weil der Gläubiger es ihm weggenommen hätte. Nun kam auch bald der Tag, wo der Schuldner mit Frau und Kindern sein einstiges Gut, das Erbe seiner Väter, verlassen mußte. Mit tränenden Augen und leeren Händen zogen die Unglücklichen davon, um bei Verwandten oder anderen guten Menschen eine Unterkunft zu suchen und um hart zu ringen um das tägliche Brot.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß viele kleine Landwirte zu jener Zeit sich leichtsinnig der Gefahr aussetzten, ihr Hab und Gut auf die eben geschilderte Art und Weise zu verlieren. Sie waren zu leichtgläubig, trauten blindlings den Füchsen in Menschengestalt und rechneten nicht. Wer Geld borgt, muß genau rechnen, um zu wissen, ob er es auch zur bestimmten Zeit wird zurückgeben können. Der Landwirt aber muß doppelt genau rechnen, weil sein Einkommen von vielen Zufälligkeiten, von Mißernten u. dergl., abhängig ist.

Am leichtsinnigsten handelten aber diejenigen, die sich wuchernden Schnapschänkern anvertrauten. Sie tranken und tranken auf Borg, und die Schuld wurde höher und höher, bis das ganze Hab und Gut vertrunken war und in die Hände des Schnapschänklers geriet. Die Kinder und Enkel dieser unglücklichen Opfer des Schnaps-teufels müssen sich heute als gewöhnliche Tagelöhner ihr Brot verdienen, und konnten doch Besitzer schöner Wirtschaften sein, wenn ihre Väter und Großväter nicht so leichtsinnig gewesen wären.

Endlich kam das Wuchergesetz, das dem verbrecherischen Treiben der Betrüger ein Ziel setzte, denn nun durfte niemand mehr zu hohen Zinsen Geld verleihen. Auch die Errichtung der Provinzialhilfskassen ließ Tausende von bedrängten Kleingrundbesitzern freier aufatmen. Das war eine erlösende Tat, für manchen noch fühlbarer als die Erlösung aus der Knechtschaft unter den Königen Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. Sie sollte der weisen Regierung des großen Kaisers unvergessen bleiben. Die jüngeren Landwirte von heute wissen freilich nichts mehr von jenen traurigen Tagen und verstehen den Segen der Provinzialhilfskassen nicht zu würdigen.

Die Provinzialhilfskassen wirkten bahnbrechend: die sogenannten *Genossenschaftskassen* folgten ihnen; was jene im Großen leisteten, das leisten diese im Kleinen. Eine landwirtschaftliche Genossenschaftskasse entsteht gewöhnlich auf die Weise, daß sich die kleinen Landwirte eines Ortes oder mehrerer angrenzender Orte zusammentun — oft sind es die Mitglieder eines landwirtschaftlichen Vereins — und Beträge in gewisser Höhe zu sammeln, die den *Grundstock* (das Fundament) der Kasse bilden. Außerdem haften sie mit ihrem Hab und Gut für die Sicherheit der Kasse, die nun aus der Central-Genossenschaftskasse zu Berlin zu *niedrigem* Zinsfuß Geld geliehen erhält, wenn sie es braucht, aber auch Spareinlagen von jedermann annimmt. Aus dieser Kasse erhält jedes Mitglied der Genossenschaft schnell Geld geliehen. Es stellt größere Beträge durch *Enttragung* auf seine Besizung sicher; wogegen kleinere Beträge gegen *Schuldschein* oder *Wechsel* ausgeliehen werden. Auch diese Kassen sind für den kleinen Landwirt eine Wohltat, besonders dann, wenn er kleinere Beträge *schnell* braucht. Das geliehene Geld wird in der Regel in kleinen Raten zurückgezahlt, und der Schuldner braucht nicht zu fürchten, daß es ihm plötzlich gekündigt werden könnte. Außerdem vermitteln diese Genossenschaften und die landwirtschaftlichen Vereine den *Ankauf* von landwirtschaftlichen *Bedarfsartikeln* als Saatgut, künstlichem Dünger, Zuchtvieh, Maschinen u. dergl., die sie durch Sachverständige prüfen lassen und billiger erhalten, als es dem einzelnen Besitzer möglich ist. Die Regierung unterstützt und fördert die Genossenschaften und die landwirtschaftlichen Vereine, und jeder einsichtige Landwirt schließt sich ihnen gern an, auch dann, wenn er kein Geld zu leihen braucht, weil er weiß, daß

nur durch ein einmütiges Zusammenhalten aller Landwirte ihre Lage gebessert werden kann. Sorgen doch die landwirtschaftlichen Vereine durch Wort und Schrift, durch Zeitschriften und Vorträge auch für *Aufklärung* und *Fortbildung* ihrer Mitglieder, die in unserer überaus schnell fortschreitenden Zeit jedermann nottut.

Doch nicht nur für die Landwirte sorgte der große Kaiser, er sorgte auch für die Arbeiter, von denen ja ein großer Teil in der Landwirtschaft beschäftigt ist; er sorgte für sie vor allem durch die *Arbeiter-Versicherungsgesetze*, die er durch seine Botschaft an den Reichstag vom 17. November 1881 anregte. Sind auch unter seiner Regierung nur das *Kranken-* und *Unfallversicherungsgesetz* in Kraft getreten, so verdanken doch die beiden andern, das *Invalidentät-* und *Altersversicherungsgesetz*, die erst nach seinem Tode fertiggestellt werden konnten, auch ihm ihre Entstehung. Diese großartigen Gesetze, die bis jetzt noch kein anderer Staat in vollem Umfange nachahmen konnte, sichern den Arbeiter und zum Teil auch seine Familie vor Not in Krankheit, Unglück und im Alter. Sie haben es bewirkt, daß wenigstens die Arbeiter, die Lust und Liebe zur Landwirtschaft haben und in der Beschäftigung mit ihr Befriedigung finden, ihr nicht gleichfalls den Rücken kehren, um in der Industrie in Beschäftigung zu treten. Sie sind also gleichzeitig ein Mittel gegen eine noch größere *Entvölkerung* der landwirtschaftlichen Gegenden.

Auch sorgte die Regierung Kaiser Wilhelms des Großen dafür, daß große Flächen von Oedland und Moor, die auch in Oberschlesien noch zahlreich genug waren, urbar

gemacht, zu fruchtbarem Land umgewandelt wurden. Sie regte diese Arbeiten nicht nur an, sondern gewährte Hilfsbedürftigen auch namhafte Unterstützungen zu ihrer Ausführung. So entstanden auch in Oberschlesien zahlreiche *Draingegenossenschaften*, die durch Anwendung von gebrannten Ton- oder Lehmrohren die Moore und nassen Grundstücke entwässerten und der Landwirtschaft nutzbar machten.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte die Regierung auch der *Forstwirtschaft*, die mit der Landwirtschaft Hand in Hand gehen muß, wenn beide gedeihen sollen. Die großen Wälder üben bekanntlich auf das Wetter einen günstigen Einfluß aus. Sie tragen dazu bei, daß Regen entsteht und schützen so das Land vor großer Trockenheit. Bei starken Regengüssen dagegen verhindern sie, daß das Wasser zu schnell abfließt und dadurch zu große Ueberschwemmungen verursacht. Sie müssen schon aus diesem Grunde geschont und erhalten werden. Die Regierung schützt die Wälder nicht nur vor allmählicher Vernichtung, sondern regt auch ihre bessere Pflege und Ausnutzung an, auch läßt sie Oedländereien ausforsten.

Nicht minder sorgte die Regierung für die *Veredelung der Pferde- und Viehrassen*, die besonders in Oberschlesien not tat, weil hier die kleinen Landwirte sich immer noch mit kleinen, wenig nutzbringenden Rassen begnügten.

Bei diesen Bestrebungen wurde die Regierung von den Großgrundbesitzern unterstützt, deren Zahl in Oberschlesien eine erhebliche ist. Denn wie überall, so können auch in der Landwirtschaft Verbesserungen und Neuerungen nur nach längeren und vielseitigen Versuchen eingeführt werden. Solche Versuche kosten jedoch Geld, das

der kleine Landwirt nicht übrig hat. Daher kann sie nur der große, bemittelte Landwirt ausführen und das mit um so sichererem Erfolge, als er gewöhnlich besser vorgebildet ist, als der kleine Landwirt. Wie kostspielig und langwierig solche landwirtschaftliche Versuche sind, wie segensreich sie aber auch sein können, dafür nur ein Beispiel. Der *Plessener Kreis* war besonders reich an Mooren und anderen nassen Grundstücken. Ein großer Teil solcher Grundstücke gehörte auch zu den Besitzungen des Herzogs von Pless. Dieser unternahm es, sie urbar zu machen, was Millionen Mark kostete, bis schließlich doch der lohnende Erfolg eintrat. Erst nach diesem kostspieligen aber erfolgreichen Versuch konnten die kleinen Landwirte mit Hilfe der Regierung daran gehen, auch ihre Sumpf- und Moorflächen zu entwässern. In ähnlicher Weise waren und sind die Großgrundbesitzer *bahnbrechend* für alle Neuerungen in der Landwirtschaft. Sie erproben die verschiedenen landwirtschaftlichen *Maschinen*, die auch der Bauer einführt, wenn sie sich bewähren; sie haben die *künstliche Düngung* eingeführt, und der kleine Landwirt folgte ihnen, als er die Erfolge sah; sie verlegten sich auf die Zucht edlerer *Pferde-, Rindvieh- und Schweinerassen*, und auch hier machte es ihnen der kleine Landwirt nach, von der Regierung unterstützt; sie waren ihm auch in der Einführung besseren *Saatgetreides*, in der Bestellung des *Ackers*, in der Pflege der *Feldfrüchte* vorbildlich und zum Teil sogar behilflich u. s. w. So war der größere Landwirt in vieler Beziehung der *Lehrmeister*, das Vorbild des kleinen Bauers. Er ist schon aus diesem Grunde für die Landwirtschaft im allgemeinen von großer Bedeutung. Er ist es aber auch für den Staat, weil er dem

Boden verhältnismäßig mehr und bessere Erträge abzugewinnen versteht als der kleine Landwirt mit seinen oft beschränkten Mitteln. Der Großgrundbesitz ist daher hinsichtlich der Versorgung des Landes mit Getreide, Schlachtvieh, Milch, u. a. Erzeugnissen von großer Wichtigkeit. Je mehr sich aber das Volk vermehrt, je enger der bäuerliche Grundbesitz für die großen Massen des Volkes wird, um so wünschenswerter erscheint es, große Grundstücke, so weit sie von ihren Besitzern gekauft werden können, unter die kleinen Leute aufzuteilen. Das wird um so leichter, je mehr auch der kleine Landwirt lernt, den Boden ergiebig auszunutzen. Deshalb ist mit der Aufteilung großer Grundflächen besonders im Osten des preussischen Staates sowohl von der Regierung als auch von privaten Personen begonnen worden, wie wir es weiter unten noch sehen werden.

Sind die Großgrundbesitzer Lehrmeister der kleinen Landwirte durch die That, durch das lebendige Beispiel, so sorgt die Regierung für ihre Belehrung auch durch das Wort, indem sie zahlreiche landwirtschaftliche Schulen, besonders Winterschulen, gründete, in denen die Söhne kleiner Landwirte unentgeltlich oder doch nur gegen geringe Entschädigung Belehrung und Unterweisung in allen Zweigen der Landwirtschaft finden. Außerdem besuchen landwirtschaftliche Wanderlehrer die Ortschaften, halten vor den versammelten Landwirten Vorträge, besichtigen Wirtschaften und erteilen Rat über die verschiedensten landwirtschaftlichen Fragen. Solche Schulen besitzen in Oberschlesien Reisse, Oppeln, Tarnowitz, Leobschütz.

So sorgte die Regierung Kaiser Wilhelms des Großen dafür, daß der unter den Königen Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. frei gewordene kleine



Friedrich III.

Landwirt, der damals noch einem Kinde glich, das erst gehen lernen soll, auch wirklich selbständig wurde und klug und stark genug, die Freiheit zu seinem Wohle zu benutzen und sich ihrer zu freuen.

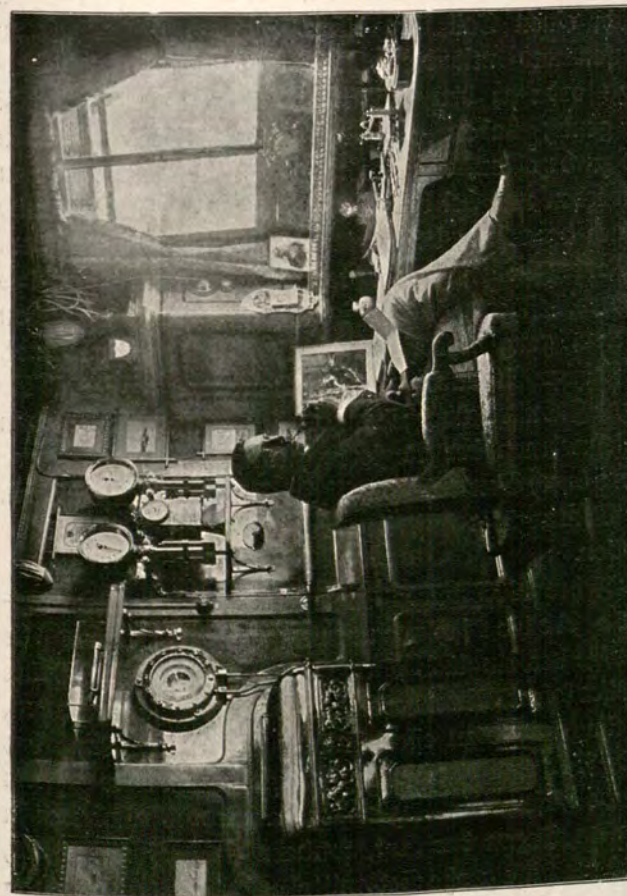
Kaiser Wilhelm II.

Dem stillen Dulder auf dem Throne, Kaiser Friedrich III., war es nicht beschieden, für die Landwirtschaft etwas Besonderes zu tun; dazu war die Zeit seiner Regierung zu kurz. Doch war auch er ihr zugetan, wie er überhaupt für Schwache und Bedrängte stets die innigste Teilnahme bekundete.

Seinem Sohne Kaiser Wilhelm II. blieb es vorbehalten, das Werk seiner Vorfahren und insbesondere das seines Großvaters fortzusetzen. Wie sehr auch ihm das Wohl der Landwirtschaft am Herzen liegt, hat er wiederholt durch treffende Worte bewiesen, beweist es aber noch besser durch seine unablässige Sorge um ihr Blühen und Gedeihen. „Ich erblicke gleich meinen Vorfahren in der Landwirtschaft eine Säule des Königtums, die zu erhalten und zu festigen mir Pflicht und Freude ist“, sagte er einmal. Er warnte aber auch die Landwirte vor unerfüllbaren Wünschen und Forderungen, indem er sagte: „Ich möchte dringend davor warnen, überspannte Hoffnungen zu hegen, oder gar die Verwirklichung von überschwänglichen Träumereien zu verlangen. Kein Stand kann beanspruchen, auf Kosten eines andern bevorzugt zu werden. Des Landesherren Aufgabe ist es, die Interessen aller Stände gegen einander abzuwägen und mit einander zu vermitteln, damit das allgemeine Interesse des großen Vaterlandes dabei gewahrt bleibe.“ Zu dieser ernststen Mahnung sah sich der Kaiser veranlaßt, als man immer höhere Getreidezölle ver-

langte, um die Getreidepreise zum weiteren Steigen zu bringen. „Ich kann das Brot den Leuten nicht verteuern“, sagte der Kaiser bei einer andern Gelegenheit und bewies damit, wie sehr ihm das Wohl aller Untertanen am Herzen liegt. Damit aber auch den Landwirten ihr Recht werde, war er besorgt, daß die Zölle bei nächster Gelegenheit so festgesetzt wurden, daß nicht zu viel ausländisches Getreide ins Land kommt. Denn gerade der Ueberfluß an Getreide drückt die Preise herunter. Außerdem suchte der Kaiser der Landwirtschaft auf jede andere Weise zu helfen. Damit das landwirtschaftliche Ministerium der Landwirtschaft in dringenden Angelegenheiten schnell helfen könnte, wurden ihm größere Geldmittel zur Verfügung gestellt, als es sie bisher hatte. Um das Entwässern nasser Grundstücke weiter zu fördern, wurden viele neue Drainageverbände geschaffen und mit Geld reichlich unterstützt. Die ländlichen Genossenschaften, die, wie wir schon ausführten, Geld an kleine Landwirte ausleihen, ihnen Saatgut, Maschinen, künstlichen Dünger u. s. w. liefern, wurden von der Regierung durch Rat und Tat unterstützt und gefördert. Eine sehr wichtige Maßnahme war auch eine Steueränderung, durch die der Grundbesitz von der Grund- und Gebäudesteuer befreit wurde. Jede Provinz erhielt auch eine Landwirtschaftskammer. Das ist eine Behörde, die sich mit der Förderung der Landwirtschaft der Provinz nach jeder Richtung hin zu befassen hat. Unter anderem unterhalten die Landwirtschaftskammern auch Versuchstationen, wo die verschiedenen Arten und Sorten von Feldfrüchten auf ihren Wert und ihre Ertragsfähigkeit erprobt werden. Hat man dort z. B. gefunden, daß die oder jene Roggenforte besonders gut ist,

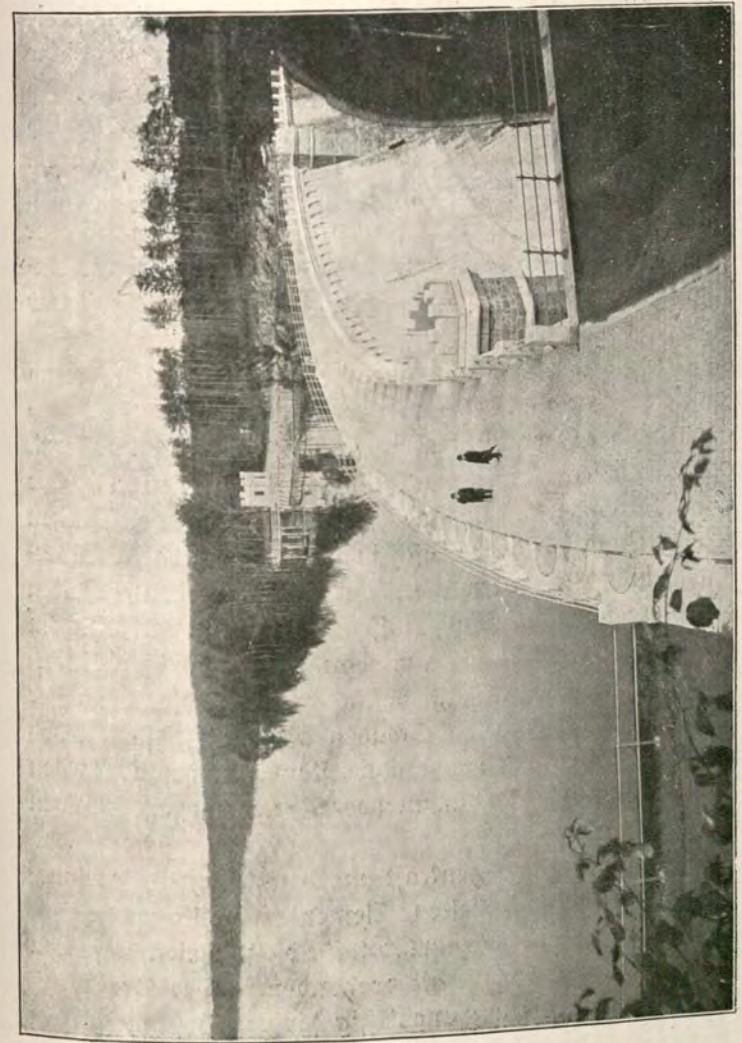
dann wird sie den Landwirten zur Saat empfohlen. Ähnlich wird mit dem künstlichen Dünger, mit dem Vieh u. s. w. verfahren. Das sind Einrichtungen, die der Landwirtschaft große Vorteile bringen. Als durch die übermäßige Erzeugung künstlicher Butter oder Margarine die Landwirtschaft ebenfalls geschädigt wurde, sorgte die Regierung dafür, daß ein *Margarinegesetz* in Kraft trat. Die Margarine wird aus verschiedenen Stoffen künstlich erzeugt und hat das Aussehen und den Geschmack der natürlichen Butter, nicht aber auch den Nährwert oder die Kraft derselben. Sie wurde in großen Massen bereitet und unter das Volk gebracht. Da sie billiger war als die natürliche Butter — und das konnte sie sein, weil sie ja erheblich minderwertiger war — wurde sie vom Volke viel gekauft. Das war nicht nur ein Nachteil für die Gesundheit und Ernährung des Volkes, sondern auch für die Landwirtschaft, weil die natürliche Butter weniger gekauft wurde und zu einem so billigen Preise verkauft werden mußte, daß die Landwirte keinen Vorteil sondern einen Nachteil von der Butterbereitung hatten. Diesem Uebelstande ist durch das Margarinegesetz abgeholfen worden, denn nun darf nur gute und gesunde Margarine verkauft werden, und diese ist nicht viel billiger als die natürliche Butter. Von besonderer Wichtigkeit für die Landwirtschaft ist auch das im Jahre 1890 erlassene *Rentengutgesetz*. Es hat den Zweck, den Großgrundbesitzern die Aufteilung ihres Grundbesitzes zu erleichtern und gleichzeitig kleinen, wenig vermögenden Leuten den Kauf von den so entstandenen kleinen Parzellen bzw. Stellen zu ermöglichen. Die Großgrundbesitzer erhalten den Preis für ihren aufgeteilten Grundbesitz sofort aus der Staatskasse bezahlt; die Käufer der kleinen Rentengüter



Der Kaiser in seinem Arbeitszimmer an Bord der Hohenzollern

aber brauchen nur eine kleine Anzahlung zu machen und zahlen den Rest der Kaufsumme als Rente in einer längeren Reihe von Jahren an die Staatskasse ab. Durch dieses Verfahren wird es manchen Großgrundbesitzern möglich, einen Teil ihres Grundbesitzes vorteilhaft zu verkaufen und mit dem Kaufgelde ihre Vermögenslage zu ordnen; den kleinen Leuten aber, die nicht Geld genug haben, auch nur ein kleines Gütchen sofort zu bezahlen, wird es möglich, ein Rentengütchen zu erwerben und bei der verhältnismäßig kleinen Rente sich auch darauf zu behaupten und glücklich zu fühlen. Das Rentengutsgesetz erleichtert also die Aufteilung des Großgrundbesitzes, die wir im vorigen Abschnitt schon berührten, ganz erheblich und ist außerdem geeignet, viele fleißige Arbeiter an das Land zu fesseln, die sonst zur Industrie übergehen würden. Auch hier werden die Maßnahmen der Regierung nachgeahmt und zwar meistens durch Banken, die größere Güter aufkaufen, sie in kleine Rentengüter aufteilen und diese an kleine Leute verkaufen.

Im Jahre 1903 wurde Schlesien von einer furchtbaren Ueberschwemmung heimgesucht. Als die Größe des Unglücks übersehen werden konnte, stellte der Kaiser sofort Mittel bereit, um den Ueberschwemmten, die vielfach nichts zu essen hatten, zu helfen. Auch das deutsche Volk kam den schwer Heimgesuchten in weitestem Maße zu Hilfe. Die Regierung half jedoch nicht nur in den ersten Tagen der Not, sondern sie half nachhaltig, obgleich die Hilfe große Geldmittel erforderte. Die Ueberschwemmten erhielten teils namhafte Unterstützungen, teils Geld zinsfrei geliehen, um ihre verwüsteten Gebäude wieder aufbauen, die Felder und Wiesen von Sand und Schlamm säubern und alle übrigen Schäden beseitigen



Eine Salzpette

zu können. Vor allem wurde es ihnen möglich gemacht, die nötigen Lebensmittel für sich und das Vieh, sowie Saatgetreide zu beschaffen, weil viele von ihnen fast die ganze Ernte verloren hatten.

Der Kaiser war zu jener Zeit verhindert, persönlich nach Schlesien zu kommen und Trost und Hilfe zu bringen. Er schickte daher seine Minister hin, damit sie feststellen, welche Hilfe nötig sei. Besonders wohlgetan hat es aber den schwer Heimgesuchten, als die Kaiserin in den Unglückstagen in Schlesien erschien und überall Trost und Hilfe spendete.

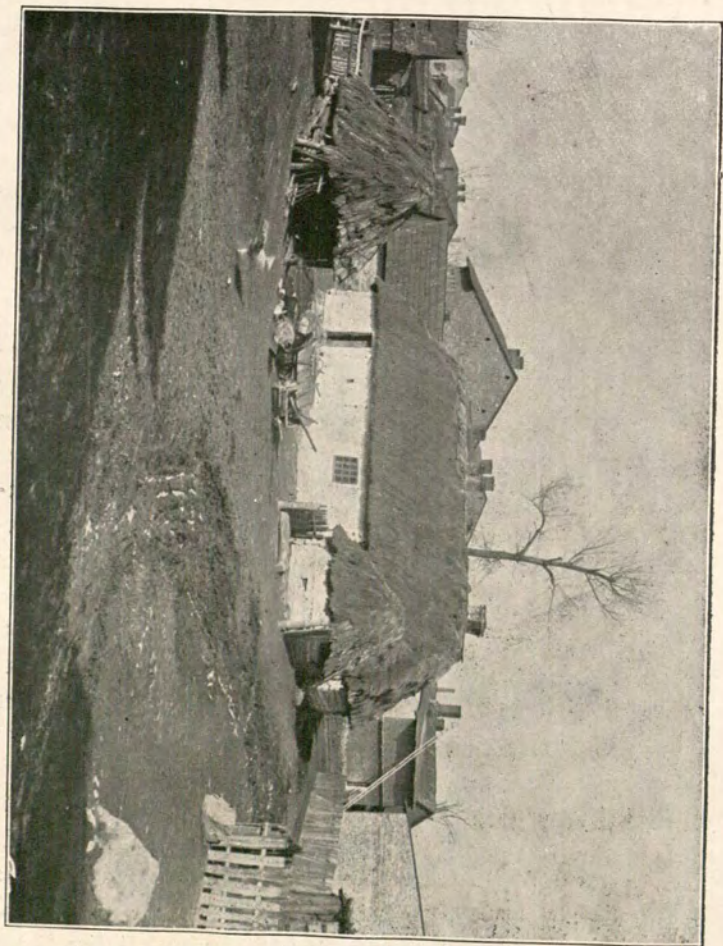
Die Regierung ging aber auch bald daran, durch weitere Regulierung der Flußläufe, besonders der Oder, durch Deichbauten, Talsperren u. dergl. m. ähnlichem Unheil nach Möglichkeit zu steuern. Die Talsperren haben den Zweck, das Wasser, das von Bergen kommt und sich daher rasch in das Tal ergießt, es überschwemmt und verwüstet, durch Dämme aufzuhalten und langsam abfließen zu lassen. Wenn in den Julitagen des Jahres 1907, wo es wiederum mit wenigen Unterbrechungen wochenlang heftig regnete, die Gewässer verhältnismäßig wenig Schaden anrichteten, so soll das nach der Meinung von Sachverständigen besonders den durchgreifenden Maßnahmen der Regierung zuzuschreiben gewesen sein.

Wenn auch Menschenkraft und Kunst nicht immer ausreichen, den entfesselten Elementen vollkommen Halt zu gebieten, so ist doch ein Trost für die so vielen Gefahren ausgesetzte Landwirtschaft vorhanden. Der Trost, daß Kaiser und Regierung unablässig für die Besserung ihrer Lage sorgen, und daß mit dem Kaiser das ganze deutsche Volk bereit ist, ihr zur Zeit der Not hilfreich beizustehen.

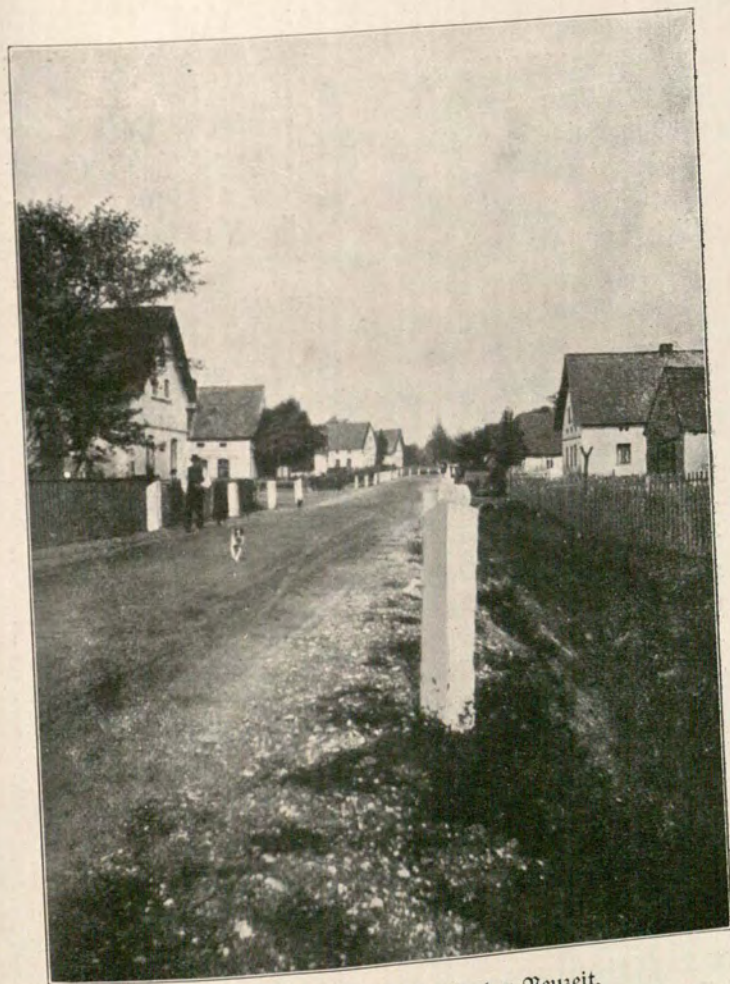


Schlußwort.

Schauen wir auf den Entwicklungsgang der oberschlesischen Landwirtschaft zurück! Er gleicht in vieler Beziehung dem Verdegang eines Flusses, dessen Quelle in der Wildnis verborgen liegt, und der durch Zu- oder Nebenflüsse größer und größer wird. Auch die oberschlesische Landwirtschaft ist aus der Wildnis hervorgegangen. Mühevoll mußte sie sich den Weg bahnen, bis sie ins freie Land hinaustrat und Licht und Luft genug hatte, sich zu entwickeln. Kleine Zuflüsse in Gestalt von neuen Feldfrüchten und Geräten vergrößerten sie, machten sie ergiebiger und dem Menschen angenehmer und nützlicher. So floß sie, wie ein Fluß durch eine weite Ebene fließt, jahrhundertlang dahin, immer weiter und weiter sich verbreitend. Lange Kriege, bössartige Krankheiten und andere Heimsuchungen legten sich wie entwurzelte Baumstämme quer über ihren Lauf, doch sie ließ sich nicht hemmen. Sie bahnte sich neue Wege und floß weiter und weiter, langsam zwar und träge, doch sie kam von der Stelle. Da erhielt sie einen kräftigen Zufluß durch die deutsche Einwanderung im 13. Jahrhundert. Tüchtige Arbeiter kamen an, die mit starken



Ein polnisches Dorf in Galizien



Ein oberschlesisches Dorf in der Neuzeit.

geschickten Händen neue Ackerflächen schufen und Dörfer und Städte gründeten. Sie brachten Geld, neue Getreidesorten, bessere Ackergeräte, kräftige Vieh- und Pferderassen mit. Das alles brachte neues frisches Leben in die obereschlesische Landwirtschaft und nun begann sie sich schneller und kräftiger zu entwickeln. Wohl fehlte es auch jetzt nicht an Hindernissen. Der Dreißigjährige Krieg brach aus und wandelte die blühenden Fluren in Wüsteneien um; ansteckende Krankheiten an Menschen und Vieh traten wiederholt auf; große Ueberschwemmungen, trockene Jahre usw. machten das Maß des Unglücks voll. Doch die obereschlesische Landwirtschaft erholte sich immer und immer wieder, wenn sie auch nie zur vollen Blüte gelangte. Endlich erhielt sie einen Zufluß, der ihr volle Entfaltung bringen sollte. Schlesien kam unter das preußische Szepter, und die preußische Regierung war nun eine Quelle voll Segens und Anregung für die obereschlesische Landwirtschaft. Friedrich der Große milderte den Druck der Leibeigenschaft, regte eine bessere Einteilung der Fruchtfolge, eine bessere Bearbeitung des Bodens und vieles andere Gute an. Auch führte er der Landwirtschaft durch deutsche Einwanderung neue tüchtige Menschenkräfte zu. Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. befreiten den kleinen Landwirt voll und ganz von der Leibeigenschaft und stellten ihn auf eigene Füße. Damit begann eine neue Zeit für die obereschlesische Landwirtschaft. Ging es auch jetzt ohne Hindernisse mancherlei Art nicht ab, so hob sich doch die Landwirtschaft unter der milden Fürsorge der preußischen Regierung rascher und rascher. Als die Naturwissenschaften auch für die Landwirtschaft nützliche Entdeckungen und Erfindungen brachten, teils in neuen Maschinen und Geräten, teils in besseren Düngemitteln und in der Er-

forschung der Kräfte des Bodens und der Grundstoffe der Pflanzen und Tierkörper, da begann auch für die obereschlesische Landwirtschaft die Zeit ihrer vollsten Entfaltung. Sie glich jetzt einem Flusse, der, nach langem Winter von den Fesseln des Eises befreit, durch blumige Wiesen und gesegnete Felder munter plätschernd dahinfließt. Wilhelm I. segensreiche und wahrhaft väterliche Regierung hielt schützend die Hände über dem frischen, fröhlichen Schaffen der Landwirtschaft. Sie bewahrte ihre Erzeugnisse durch Grenzzölle vor zu niedrigen Preisen; sie entriß sie durch das Wuchergesetz den Händen herzloser Ausfänger; sie schuf für die kleinen Landwirte die Provinzialhilfskassen; sie begünstigte die Gründung von landwirtschaftlichen Vereinen und bäuerlichen Genossenschaften; sie gab auch den landwirtschaftlichen Arbeitern durch die verschiedenen Arbeitergesetze kräftige Stützen für die schweren Tage der Krankheit, des Unglücks und des Alters. Die kraftvolle Regierung Kaiser Wilhelms II. war und ist weiter tätig für die Landwirtschaft im Sinne des großen Kaisers. Sie regelte die Getreidezölle zu Gunsten der Landwirtschaft, befreite die Landwirtschaft von der drückenden Grund- und Gebäudesteuer, gab das Rentengutgesetz, das die Teilung großer Grundflächen in kleinere Güter möglich macht, und auch dem wenig bemittelten Gelegenheit gibt, ein Gütchen zu erwerben; sie rief die Landwirtschaftskammern ins Leben, die die Interessen der Landwirtschaft nach Kräften fördern u. dergl. m. Die jetzige Regierung sorgt auch durch landwirtschaftliche Schulen und Wanderlehrer für die nötige Aufklärung und Fortbildung der Landwirte und ist bemüht, möglichst in jedem Schulorte im Anschluß an die Volksschule für die Knaben, die aus der Schule hervortreten, eine Fortbildungsschule zu schaffen. Wer die



Polnisch-deutsche Landfrau in winterlicher Kleidung
aus Gr.-Pluschnik, Kr. Gr.-Strehliß



Polnisch-deutsche Landmädchen aus Gr.-Pluschnik,
Kr. Gr.-Strehliß
Sowohl dieses als auch das vorstehende Bild zeigen Trachten, die sich
unter dem deutschen Einfluß herausgebildet haben

Macht der Bildung und Aufklärung zu würdigen versteht, der wird auch wissen, welchen Segen die Fortbildungsschulen den angehenden Landwirten bringen können.

Jeder Einsichtige und Vorurteilsfreie wird nunzugeben, daß die obererschlesische Landwirtschaft, so wie sie heute ist, es durch den deutschen Einfluß, durch die Fürsorge der preußisch-deutschen Regierung geworden ist.

Deutsch war zuerst der Boden, den heute der obererschlesische Landwirt bebaut. Dann wurde unsere Heimat-erde von den polnischen Slaven besetzt. Seit mehr als 750 Jahren ist sie jedoch beim deutschen Reiche und seit 150 Jahren preußisch. Preußisch ist unser Oberschlesien nicht bloß dem Namen nach, sondern auch nach der inneren Natur seiner Bewohner. Sie sind seit langer Zeit nicht mehr Deutsche oder Polen, sondern Menschen von deutschem und polnischem Blute, wie wir es auf Seite 24 und 63 klargelegt haben. Sie sind polnisch-deutsch (Slavo-Germanen) **oder Preußen**. Wir obererschlesischen Preußen sind mit vollem Rechte die Herren und Erben unserer Heimat-erde. Uns gehört der Boden, weil unsere deutschen Voreltern in den ältesten Zeiten darauf gewohnt und ihn später wieder erobert haben. Uns gehört diese Erde aber auch als Erbe unserer polnischen Voreltern. Wir bewahren in unseren Familien und im Privatleben viele polnische Sitten und Gebräuche und auch unsere obererschlesische Volkssprache, so daß mancher uns fälschlich für Polen hält. Und doch schätzen wir unser deutsches Erbe, auf das wir ein volles Recht haben, wahrlich nicht gering. Deutsch ist unsere Staatssprache, die wir in der Schule und zum Teil zu Hause gelernt haben. Sie macht uns frei und fähig, alle Vorteile der deutschen Wissen-

schaft und Arbeit zu gewinnen und über unser Oberschlesien hinaus mit den übrigen Landeskindern zu verkehren. Deutsch ist unser Pflug und die starke Pferderasse, die ihn zieht. Von deutscher Seite kommen alle Maschinen und Hilfsmittel, die uns geboten werden, um die Erträge unserer Felder und Gärten zu verdoppeln. In vielen Dingen kann man nicht mehr sagen, was von der einen oder von der andern Seite kam, wie es in der Familie oft unmöglich festzustellen ist, wieviel wir dem Vater und wieviel der Mutter verdanken. Nächst Gott verdanken wir alles, was wir sind und haben, der Liebe unserer deutschen und polnischen Eltern zueinander. Durch ihre Liebe sind wir, ob wir deutsch sprechen oder polnisch, ein Volk, eine Familie, ein Blut geworden. Für uns haben sie geschwiegt in schwerer Arbeit, geduldet und gespart in schweren Zeiten, geblutet im Kampfe gegen die Feinde unseres Landes. Sie haben unser preußisches Land tapfer verteidigt, damit wir als freie Preußen den heimatlichen Boden bauen, damit wir unseres Erbes uns erfreuen und es unseren Kindern und Enkeln übergeben können.

Unsere obererschlesische Landwirtschaft beschäftigt einen großen, wenn nicht den größten Teil unseres Volkes, der in seinem Kerne noch gesund und dem Reiche treu ergeben ist. Möge sie zum Heile des ganzen Volkes weitere Fortschritte machen, blühen und gedeihen!



Benutzte Quellen.

J. A. J. Schreiber, Geschichte Schlesiens,
 Oelsner, Schlesische Provinzialblätter,
 Prof. Dr. J. Partsch, Schlesiens,
 Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit,
 P. v. Schmidt, Das Friedenswerk der preußischen Könige,
 Georg W. Bürenstein, Unser Kaiser.



Neu erschien in 2. Auflage:

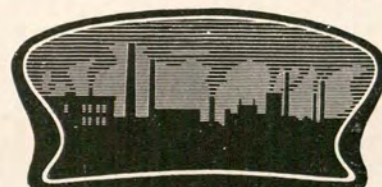
Der Mutter Blut

Oberschlesischer Bergwerksroman von R. Kurpiun.

Hochinteressant!

Hochaktuell!

Preis broschiert 3,50 Mk., elegant gebunden 4,50 Mk.



„Das Literarische Echo“, Berlin, schreibt über den Roman:
 Der Roman ist von echter, innerlicher Wärme durchstrahlt. Von der starken Liebe eines aufrechten Mannes zu seiner gefährdeten Heimat, zu seinem verkannten und beschimpften Vaterlande. Er ist ein Werk, das sich aufbaut auf einer intimen Kenntnis des oberchlesischen Volkslebens, der Kämpfe und Nöte, die auf den Menschen dieses Bezirkes lasten, und der Arbeit dieser Menschen um das täglich Brot und um ihre nationalen Ideale. Der Verfasser versteht es, uns für die Welt, die er gestaltet, zu interessieren, er vermag uns mit dem, was er erzählt, zu ergreifen, weil er von der Tragik, die in jedem, so auch in diesem Kampfe lebt, ergriffen worden ist.

„Preussische Lehrerzeitung“, Spandau, schreibt:
 Die Schilderungen des Verfassers haben von vornherein den großen Vorzug ungekünstelter Anschaulichkeit und vollster Lebenswahrheit. Wie er einen Löhnungstag, eine Grubentatastrophe, eine Hochzeit und mehr dergleichen aus dem Leben gegriffene Episoden darzustellen vermag, zeugt nicht bloß von einer scharfen Beobachtungsgabe, sondern auch von einem hochentwickelten Talent, eine Situation dichterisch auszugestalten.

„Katholische Schulzeitung“, Breslau, schreibt:
 Oberschlesien wie es lebt und leidet! Wer Oberschlesien kennt, der greife nach diesem Buche, und wer Oberschlesien nicht kennt, der greife erst recht danach, er bekommt ein photographisch treues Bild von diesem Lande, wenn er die politischen Verhältnisse „cum grano salis“ beurteilt. — Der Roman ist bereits viel gelobt worden in der pädagogischen und politischen Presse und auch von hoher amtlicher Stelle. In das allgemeine Lob einzustimmen ist nicht schwer, denn es gibt tatsächlich vielerlei zu loben.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom

Phönix-Verlag Ziwinna

Berlin W 9, Röhrenerstr. 31. Breslau, Leichstr. 3.

Rattowik, Grundmannstraße 12.

Die Liebe zur Heimat

wird geweckt und dauernd gefestigt durch:

„Schlesien“ ist die offizielle Zeitschrift des Kunstgewerbe-Vereins für Breslau u. die Provinz Schlesien und der meisten Schlesier-Vereine



„Schlesien“ ist nach Inhalt und Ausstattung die bedeutendste und vornehmste illustrierte Zeitschrift des gesamten deutschen Ostens

Halbmonatlich

ein starkes, reich illustriertes Heft mit einer die Tagesereignisse in Schlesien in Bild und Wort vorführenden Schlesischen Chronik und 4 Seiten Romanbeilage. Am 1. jeden Monats erscheint die illustrierte Abteilung Kunst und Kunstpflege, am 15. die illustrierte Abteilung Schlesien

Reich illustriert. Spannende Romane.
Auch für Nicht-Schlesier interessant.

Abonnements bei Buchhandel und Post. 24 Hefte im Jahre. Preis vierteljährlich 3,00 M., einzelne Hefte 50 Pf. Probenummern stehen Interessenten auf Wunsch zur Verfügung.

Phönix-Verlag Inhaber: Fritz und Carl Siwinna
Berlin W 9, Köthenerstr. 31. Breslau 11, Teichstr. 3.
Kattowitz, Grundmannstr. 12.

Zeitschrift für schlesische Kultur

Wie urteilt man über „Schlesien“?

Professor Dr. Masner, Erster Direktor des Kunstgewerbemuseums in Breslau, schreibt:

„Ich gratuliere Ihnen zu dem neuen Hefte der Zeitschrift „Schlesien“. Interessanter Inhalt, gute Reproduktionen und anständiger Druck vereinigen sich zu einem erfreulichen Ganzen.“

L. v. Garnier, Rgl. Amtsgerichtsrat, schreibt:

„Als geborener Schlesier habe ich sofort auf Ihre Zeitschrift abonniert und lese dieselbe mit großem Interesse.“

Schriftsteller A. Oskar Klaußmann in Berlin schreibt:

„Ihr „Schlesien“ ist wirklich illustrativ großartig. Es ist in dieser Beziehung hundertmal besser als alle anderen deutschen illustrierten Zeitungen mit Ausnahme der „Leipziger Illustrierten“ . . .

Rittmeister von Sauerma in Neisse schreibt:

„Es ist mir jedesmal eine Freude, wenn mein Heft „Schlesien“ eintrifft.“

„Verein der Schlesier“ in Salzwedel schreibt:

„Die Hefte haben unter den Mitgliedern solchen Beifall gefunden, und schon so manche frohe Stunde bereitet, daß wir sie nicht gern missen möchten.“

Gleiwitzer Volksbücherei schreibt:

„. . . Ueber die weitere Entwicklung unserer heimatischen Zeitschrift „Schlesien“ zu berichten, ist eine Freude. Sie hält sich auf einer Höhe, daß jeder Schlesier auf sie stolz sein kann. Denn schwerlich haben andere Landesteile etwas Gleichartiges aufzuweisen. Die Zeitschrift „Schlesien“ verlegt sich besonders auf prächtige Abbildungen.“

„Schlesische Schulzeitung“ Breslau, schreibt:

„Ohne auf Einzelheiten des knappen Raumes wegen eingehen zu können, wollen wir doch gebührend hervorheben, daß der Verlag das sichtliche Bestreben hat, die Zeitschrift immer künstlerischer zu gestalten. An Bildern ist in jeder Nummer eine reiche und gute Auswahl getroffen, so daß uns die meisten unter ihnen recht heimisch anmuten. Auch der Text bietet immer neue interessante Objekte.“



Aus einer oberschlesischen Kleinstadt

Skizzen von
Carl Renschild.

Aus dem Inhaltsverzeichnis:

Salomon Hirschel	Ein dummer Junge
Unser Bürgermeister	Unser General
Frau Rosenfiel	Kapusta
Herr Zabel	Der Entenbraten usw.

Preis 1,— Mark.

Der hübsche Plauderton und der anmutende Humor heben die Skizzen weit über den Rahmen heimatlicher Erzählungen und haben ihnen auch außerhalb der Grenzen Oberschlesiens eine große Verbreitung und Beliebtheit erworben. Für den Oberschlesier und den Kenner unserer oberschlesischen Heimat ist das Buch aber mehr als eine spannende Unterhaltungslektüre. Eine große Liebe zur Heimat hat die Skizzen entstehen lassen. Die genaue Kenntnis des Verfassers von Land und Leute kommt in seinem Werk voll zum Ausdruck und verleiht ihm einen kulturhistorischen Wert.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom
Phönix-Verlag Inh.: Frik und Carl Siwinna
Berlin W 9, Röhrenerstr. 31
Breslau, Teichstr. 3 Rattowitz, Grundmannstr. 12

Phönix-Verlag Siwinna • Berlin • Breslau • Rattowitz

Ein neuer schlesischer Roman!

Soeben erschien:

„Hoch hinauf“

Irrfahrten einer leidenschaftlichen Seele
von Paul Albers.

Preis broschiert 3,— Mk., gebunden 4,— Mk.

Echte Heimatkunst spricht aus diesem Roman. Vor den Augen des Lesers steigt hier das vielkannte und doch so hochinteressante Oberschlesien mit seinen meilenweiten Wäldern, weltfremden Dörfern, rauchenden Schornsteinen, naiven Menschen und eigenartigsten Verhältnissen in scharfen Konturen empor. Jeder, der längere Zeit in dieser östlichen Provinz gelebt hat, wird unter den markanten Gestalten alte Bekannte, wie sie lebten und lebten, wieder erkennen. Der Dichter, der schon früher in kleineren Skizzen und Novellen sich als feiner Beobachter seiner Heimat erwiesen, hat in „Hoch hinauf“ ein Werk von bleibendem Werte geschaffen, das auch in kultureller Beziehung Beachtung verdient. Die Historie selbst ist einfach, wie sie sich wohl täglich zu ereignen pflegt, aber
:: trotzdem ungemein spannend und seelenwahr. ::

Erhältlich in allen Buchhandlungen

Begründer der Industrie Oberschlesiens!

In unserem Verlage erschien:

Segen der Arbeit

Ein Beitrag zur Heimatkunde von J. Kania

In interessanter kurzer Form wird ein Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung der schlesischen Industrie gegeben, welcher durch die Lebensbeschreibungen der Begründer und Förderer der Industrie Oberschlesiens besonders wertvoll wird. So enthält das Buch u. a. die Biographien von:

Freiherr von Heinitz, Graf Reden, Georg von Giesecke, Ruberg, von Windler, Grundmann, Godulla, Gemander, Vorsig, Geheimer Bergrat Meitzen, Wilhelm Figner.

Für Geschenkzwecke können wir keine bessere Lektüre verwenden, als die Schilderungen des Lebens und der Arbeit dieser Männer, denen unsere Heimat soviel verdankt.

In Geschenkband
Preis 1 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom
Phönix-Verlag, Inh.: Fritz u. Carl Siwinna
Berlin W 9, Köthenerstr. 31. Breslau, Teichstr. 3.
Rattowitz, Grundmannstr. 12.

Zur Belehrung und Unterhaltung für heranwachsende Mädchen

empfehlen wir

Neues Mädchenbuch

von Hildegard Knötel.

Reich illustriert v. Professor
Richard und Paul Knötel.

Das Mädchenbuch wendet sich an Kreise, denen d. bisher erschienenen Mädchenbücher nichts oder wenig sein können, an Mädchen, die vom Leben zur Arbeit gezwungen werden. Es will vor allem dem Gemüt etwas sein, dann aber auch Verständnis bringen für manches, was es bei seinen Leserinnen als unverstanden voraussetzt.

Preis illustriert und gebunden 3,75 Mk.



Als Geschenk für Knaben und Mädchen
benutzen Sie das von Lehrerkreisen und Behörden
bestens empfohlene Mädchenbuch:

Gefrorene Scheiben

Neue Märchen von Amanda Sonnenfels
Mit über hundert Illustrationen von E. Weiffel.

Treue Anhänglichkeit an das Heimatland, eine innige Liebe zu dem Volke haben die Märchen entstehen lassen, sie haben ihnen auch schnell und leicht den Weg zu den Leserherzen gebahnt, dort stets reine Freude und edlen geistigen Genuß schaffend.

Preis illustriert und gut gebunden 4,50 Mk.

Phönix-Verlag, Inh.: Fritz und Carl Siwinna
Berlin W 9. Breslau 11. Rattowitz O.-S.

Wer Interesse für unser liebes Schlesierland hat,
wer die Sitten und das Seelenleben seiner Bewohner kennen
lernen will, dem sei bestens empfohlen

Oberschlesien in der Dichtung

Eine Anthologie herausgegeben von Hugo Regel.

Ein prächtiges Geschenkwerk in elegantem Luruseinband
mit Goldschnitt, 300 Seiten stark.

Preis 3,00 Mark.

Man ist überrascht über die Schönheit und reichhaltige Fülle der
Gedichte und Erzählungen, die in fesselnder unterhaltender Weise
ein Spiegelbild der Eigenart des ober-schlesischen Volkes geben
und einen tiefen Einblick in die bewegte Geschichte unseres
vielsach verkaumten Oberschlesiens gewähren.

In unserem Verlage erschien ferner:

Oberschlesische Sagen

für Alt und Jung

Nacherzählt von Prof. Dr. Paul Knötel
und Hildegard Knötel.

Mit Bildern von Prof. Dr. Paul Knötel.

Preis elegant in Halbleinen gebunden 1,50 Mk.

Die Eigenart der Sagen machen diese auch für Erwachsene zu
einer interessanten Lektüre, deren Wert durch die fesselnde Er-
zählungsweise noch gehoben wird. Die hübschen Illustrationen
und die gute Ausstattung machen das Buch zu einem gediegenen
Geschenkwerk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom

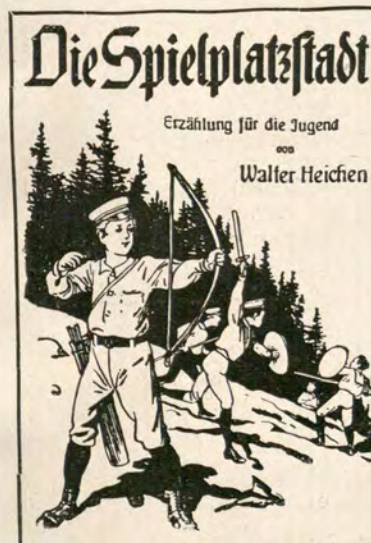
Phönix-Verlag Siwinna

Berlin W 9, Köthenerstr. 31. Breslau, Leichstr. 3.
Rattowitz, Grundmannstr. 12.

Die Spielplatzstadt

Bd. 1: „Das Testament des Sonderlings“

Eine Erzählung für die Jugend
von Walter Heichen



Mit einem Dreifarben- und
9 Vollbildern nach Originalen
von Richard Knötel

Elegant in ganz Leinen gebunden
Mk. 4,50

Knaben unter sich! das ist das
Motto dieser Jugendschrift. Der Ver-
fasser sieht von all jenen Mitteln ab,
mit denen sonst die Spannung des
jungen Lesers erweckt und erhalten
wird, und überläßt einmal eine Schar
Knaben ganz sich selbst. In einem
romantischen Park bringen die Schüler
eines Gymnasiums die großen Ferien
zu, und zwar ganz ohne Aufsicht, ganz
auf sich allein angewiesen. Sie wählen
sich ihr Oberhaupt aus ihrer Mitte,
sie teilen sich in Conturien mit Unter-
hauptleuten und essen, trinken, schlafen
und beschäftigen sich dort. Was wird
da alles getrieben! Welche Fülle an
humorvollen Szenen, an belehrenden
Streifzügen, an Abenteuern und
Kriegsspielen zieht da an uns vorüber.

Bd. 2: „Auf See und in Ramerun“
von Walter Heichen

Mit zahlreichen Illustrationen nach Originalaufnahmen
und Zeichnungen von Maximilian Trübe.

Elegant in ganz Leinen gebunden Mk. 4,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom

Phönix-Verlag, Inh. Fritz und Carl Siwinna
Berlin W. 9 Breslau 11 Rattowitz

Die eiserne Zeit vor hundert Jahren

1806–1813.

Die Widmung ist von Sr. Königlichen Hoheit
Prinz Eitel Friedrich von Preußen

angenommen worden.

Es sind Heimatbilder aus den Tagen der Prüfung und Erhebung.
Bild und Wort v. Geschichtsmaler Prof. **Richard Knötel**, Berlin.

In Prachtband elegant gebunden M. 6,—.

Welchem der 30 prächtigen Bilder man den Vorzug geben soll,
ist schwer zu sagen. Jedes ist ein Kabinettstück, jedes eine mit
dem Herzen geschriebene Schilderung aus den Tagen
unserer Urgroßväter.

Die Belagerung : von Breslau :

Ein Volksbuch zur Erinnerung an die Tage vom November 1806
bis Januar 1807 von **Gustav Böcker**.

Mit Illustrationen und Karten. Preis 1,50 M.

An das Drama von Preußens tiefster Demütigung knüpfen
sich für uns Schlesier Erinnerungen des Stolzes. Waren es
doch besonders schlesische Festungen und schlesische Männer,
die in den Tagen der allgemeinen Mutlosigkeit es übernahmen,
unter schwierigsten Umständen einen Heldenkampf zu Ehren
des Vaterlandes zu führen. In fesselndem Wort und Bild
schildert das Werk die Bedrängnis und das Elend der Stadt
Breslau in jenen Tagen. Eine Lektüre, die jeden Schlesier
erfreuen und unsere Jugend begeistern wird. Die gute Aus-
stattung macht das Buch zu einem geeigneten Geschenkwerk.

Phönix-Verlag, Inh. Fritz und Carl Siwinna
Berlin W 9. Breslau II. Rattowitz.



И № 001966

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

225 \$



001-000225-00-0